

AMERINDIAN RESEARCH

Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland



KAKAO, EINE PSYCHOAKTIVE DROGE



DIE MATÓ TÓPE-ROBE IM LINDEN-MUSEUM STUTT GART

Ein Heldenepos gemalt auf Bisonhaut



Bisonrobe – bemalt im Design von Sonja Holy Eagle.



BISON – SUPERMARKT DER PRÄRIE



1873: DER ANGRIFF DER US-KAVALLERIE
auf die mexikanischen Kickapoo



REZENSIONEN | KURZBERICHTE | AUSSTELLUNGEN

Coverbild:

Bisonrobe – bemalt im Design von Sonja Holy Eagle. (s. S. 20 ff.)

Backcover:

Abbildungen © Linden-Museum Stuttgart (s. S. 12 ff.)

printmix
herr sickinger
am waldrand 8
018209 bad doberan
tel.: 038203-739173

Impressum:

AmerIndian Research. Zeitschrift für indianische Kulturen von Alaska bis Feuerland.

ISSN: 1862-3867

Gegründet im Jahr 2005 von Mario Koch und Rudolf Oeser.

Englische Übersetzung der Einleitungen von Robert A. Oeser, Brattleboro, VT (USA). Spanische Übersetzungen von Christian Voggenreiter.

Die Preisangabe dieser Zeitschrift (inklusive Versand) gilt für Deutschland.

Verlag:

Dr. Mario Koch (Eigenverlag, nicht im Handelsregister eingetragen), Bergstr. 4, 17213 Fünfseen / OT Rogeez

Tel. 039924-2174 (abends), E-Mail: Amerindianresearch@gmx.de,

Homepage: www.amerindianresearch.de

Herausgeber und Chefredakteur: Dr. Mario Koch

Satz und Layout: Rudolf Oeser

gedruckt bei printmix24, Bad Doberan

Redaktionsanschrift:

AmerIndian Research, Dr. Mario Koch, Bergstr. 4, 17213 Fünfseen/OT Rogeez

Copyright beim Verlag. Für gezeichnete Beiträge liegen die Rechte bei den Autoren, ansonsten beim Verlag. Manuskript-
sendungen müssen frei von Rechten Dritter sein. Keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge.

Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert werden. Alle gezeichneten
Beiträge geben die Meinungen bzw. das Sachwissen der Autoren wieder und müssen nicht der Meinung der Redaktion ent-
sprechen.

Bankverbindung:

Commerzbank Rostock-Roggentin

Konto 190 99 77 01

BLZ 130 400 00

BIC: COBADEFFXXX

IBAN: DE47 1304 0000 0190 99 77 01



Liebe Leserinnen und Leser,

wir sind ein wenig stolz, nunmehr bereits ins vierte Jahr unseres Bestehens zu gehen. Trotz Bankenkrise haben wir nicht nur ein solides Rezept, sondern auch eine gute finanzielle Grundlage für das Weiterbestehen von AIR (AmerIndian Research). Wir danken insbesondere allen Abonnenten, die uns ihr Vertrauen dahin gehend ausgesprochen haben, uns für den Abobeitrag eine Einzugsermächtigung zu erteilen. Wir können von unserer Seite versichern, dass wir genügend interessante Themen nicht nur für dieses Jahr bereit halten. Wir wollen nur so viel verraten, dass wir für Heft 14 (erscheint im November 2009) eine Spezialausgabe zu nordamerikanischen Themen planen.

In diesem Frühjahr werden wir auf der Leipziger Buchmesse vertreten sein. Dank der Unterstützung des Per-simplex-Verlages aus Wismar haben wir die Möglichkeit, an dessen Stand unsere Zeitschrift mit vorzustellen. Ein Besuch lohnt sich nicht nur wegen AmerIndian Research – der Wismarer Verlag hat ein interessantes Programm in Vorbereitung ...

Im vorliegenden Heft haben wir uns verstärkt der Zoologie und Botanik des amerikanischen Doppelkontinentes gewidmet. Nicht nur Liebhaber der Vollmilchschokolade sollten den Beitrag von Bruno Wolters (Braunschweig) aufmerksam lesen. Schließlich erklärt er die Sucht auf Süßes rein biologisch und wer danach noch an Diät denkt, der ist selbst schuld ...

Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre und vielleicht sehen wir uns ja in Leipzig,

*Ihr Redaktionsteam,
Dr. Mario Koch*

Inhalt:

<i>Bruno Wolters</i>	Kakao, eine psychoaktive Droge	S. 3
<i>Sonja Schierle</i>	Die Mató Tópe-Robe im Linden-Museum Stuttgart – ein Heldenepos gemalt auf Bisonhaut	S. 12
<i>Frank Langer</i>	Bison – Supermarkt der Prärie	S. 20
<i>Rudolf Oeser</i>	1873: Der Angriff der US-Kavallerie auf die mexikanischen Kickapoo	S. 27
<i>Ursula Thiemer-Sachse</i>	Der "Messerberg" im mexikanischen Staate Hidalgo Impressionen auf Alexander von Humboldts Spuren	S. 35
<i>Ursula Thiemer-Sachse</i>	"Señor del Cacao"	S. 39
<i>Harald Müller</i>	Der Wolf in der Mythologie der nordamerikanischen Indianer und Europas	S. 41
<i>Berichte /Informationen</i>	Zum Tod des Schriftstellers Tony Hillerman	S. 44
	75. Geburtstag des Kiowa-Schriftstellers Navarre Scott Momaday	S. 45
	Kanada/Quebec/Algonquin Territory: Verhaftungen bei Straßenblockade	S. 46
	Western Shoshone kämpfen gegen den Goldrausch der heutigen Zeit	S. 47
	UNESCO-Weltkulturerbe: Costa Rica	S. 50
	Aktuelle Meldungen aus Südamerika (Survival International)	S. 51
<i>Rezensionen</i>		S. 53

Außerdem finden Sie Informationen zu aktuellen Ausstellungen.



Kakao, eine psychoaktive Droge

Bruno Wolters

Der Kakaobaum stammt aus Südamerika, ist aber zuerst bei den Maya zu einer Kulturpflanze geworden. Der Baum und das aus den Samen bereitete Schokoladengetränk waren im präkolumbischen Mesoamerika hoch geschätzt und hatten eine zentrale kulturelle Bedeutung. Kakao und Schokolade verführen Millionen Menschen zum craving und manche überforderten und depressiven Menschen zur Kakaosucht.

The cacao-tree comes from South America, but not until it reached the Mayas, did it become a cultivated plant. The tree and the chocolate-drink, prepared from its seeds, were highly esteemed and had a central cultural importance in pre-Columbian Mesoamerica. Cacao and chocolate today seduce millions of people to the craving and quite a few overtaxed and depressed individuals to cacao-addiction.

Bien es verdad que el cacao procede de América del Sur, pero los Mayas fueron los primeros que lo aprovecharon como una planta de cultivo. El árbol y la bebida de chocolate que se prepara de sus semillas, eran muy apreciados y de esencial importancia cultural en la Mesoamérica precolombina. El cacao y el chocolate seducen a millones de personas, pudiendo llevar a la adicción sobretudo a personas que sufren de ansiedad, estrés y depresión.

Der Kakaobaum

Der Kakaobaum verdankt seinen botanischen Namen dem schwedischen Naturforscher Carl von Linné (1707-1778), der der Gattung den Namen *Theobroma* (griech.: "Speise der Götter") gab und die Art "cacao" benannte, nach einer von den Spaniern etwas veränderten indianischen Bezeichnung.



Abb. 1: Kakaobaum mit Früchten. (Foto: B. Biehl)

Das ursprüngliche Mayawort lautete ka-ka-wa und ist in Glyphen-Inschriften der klassischen Mayakultur (300-900 n. Chr. bzw. nach der zeitlich korrigierten WF-Korrelation 500-1100 n. Chr.; s. den Artikel von Andreas Fuls in Heft 3/2008 dieser Zeitschrift) zu lesen. In der frühen Kolonialzeit lautete der Maya-Ausdruck "cacau", das aztekische Wort für die Kakao-bohne "cacahuatl" und das Getränk "chocoatl", wovon sich unser Wort Schokolade ableitet.

Die Gattung *Theobroma* umfasst 22 Arten in Süd- und Mittelamerika, von denen *T. cacao* das beste Produkt liefert. Es sind mittelgroße Bäume mit länglichen ungeteilten Blättern. Die Blüten entstehen – wie bei nicht wenigen Blütenpflanzen der Tropen – "kauliflor", d. h., sie entspringen an extrem kurzen Trieben direkt am Stamm oder an den Hauptästen, was die Ernte der entstehenden Früchte sehr erleichtert (Abb. 1), zumal man die Bäume in Kultur nur 4-8 Meter hoch werden lässt. Aber auch wild wachsend sind es Bäume der unteren Baumschicht des tropischen Regenwaldes, weshalb sie in Pflanzungen Schattenbäume benötigen; letztere hießen bei den Maya "Kakaomütter". Kakaobäume benötigen eine mittlere Jahrestemperatur von 22-28°C und hohe Luftfeuchtigkeit (2000 mm Regen pro Jahr).

Die Früchte sind nach 5-8 Monaten reif und sind dann 15-20 Zentimeter lang und bis 12 Zentimeter dick. Sie haben den Bau einer gurkenähnlichen Beere (Abb. 2). Die zahlreichen Samen sitzen in einem süßen Fruchtmus und haben eine weiße Schale, die erst bei der Fermentation und Trocknung dunkelbraun wird.

Die Wildform, der in Amazonien und Guayana wachsende und erst von Spaniern und Portugiesen in Kultur genommene sogenannte Forasterokakao, hat rundliche bis längliche Früchte. Die Embryonen in den Samen haben violett gefärbte Keimblätter. Der in Mesoamerika von den Maya gezüchtete Criollokakao hat

spitze, dünnwandige, warzige und tiefer gefurchte Früchte, wobei Dünnwandigkeit und Warzen Domes-tikationsmerkmale sind. Die Embryonen in den Samen haben weiße Keimblätter. Criollo ist, wie der ähnliche Lakandonenkakao, eine Kulturform von *T. cacao*. Der Lakandonenkakao existiert im Mayagebiet fast nur noch verwildert.



Abb. 2: Kakaofrucht längs aufgeschnitten mit weißen Samen. (Foto: B. Biehl)

In Oberamazonien (Ostecuador, Ostperu) – und nur dort! – gibt es wild wachsende "criolloähnliche Forasteros" mit spitzeren und tiefer gefurchten Früchten und weißen Keimblättern in den Samen. Von hier muss der Criollokakao letzten Endes stammen, denn es gibt in Mittelamerika keine solche Vorform (s.u.).



Abb. 3: Kakaobohnen, nach Fermentation und Trocknung dunkelbraun gefärbt.

Die Früchte lässt man nach der Ernte erst fermentieren, früher – und auch schon bei den Maya – ein bis drei Tage lang, heute fünf bis sechs Tage oder länger. Das dient der Geschmacksverbesserung, denn die Aromastoffe entstehen erst bei diesem Gärungsprozess, bei dem das Fruchtmus sich zersetzt. Dann wäscht man die Kakaobohnen, wie die Samen heißen, und trocknet sie. So kommen sie in den Handel (Abb. 3) und in unsere Schokoladenfabriken zur Verarbeitung.

Herkunft und frühe Nutzung

Das Schokoladengetränk wird aus den zermahlenden Samen bereitet, Indianer pflegen aber auch das süße Fruchtmus (die Pulpa) zahlreicher Kakaobaumarten zu genießen und ggf. zu einem Getränk zu vergären, und sie nutzen medizinisch auch die Blätter und die Rinde (s.u.), manche Völker Südamerikas auch das Holz als Bau- oder Brennholz.

Das Schokoladengetränk wurde im alten Mesoamerika nicht wie bei uns mit Milch und Zucker angesetzt, denn es gab keine Milch gebenden Haustiere und zum Süßen allenfalls wilden Honig. Besonders beliebt war neben einer süßen Variante mit Honig, Vanille und Maismehl die scharfe mit Chilipfeffer, Maismehl und weiteren pflanzlichen Zutaten. Das indianische Schokoladengetränk war ziemlich dickflüssig und schaumig und wurde langsam mit Genuss getrunken.

Schon in der Maya-Präklassik um 600 v. Chr. waren für Kakao spezielle Tüllengefäße in Gebrauch (Hurst u.a., 2002). Da diese Gefäße bereits prinzipiell den späteren entsprachen und ihre Entwicklung sicherlich einige Zeit erfordert hat, dürfte das Schokoladengetränk vor etwa 3000 Jahren erfunden worden sein. Neuerdings haben J. Henderson und Mitarbeiter auch einen drei Jahrtausende alten Rückstand mit Theobromin, der praktisch nur in *T. cacao* vorliegenden stimulierenden Hauptsubstanz, in einfacheren unspezifischen Gefäßen aus Honduras nachgewiesen (Thiemer-Sachse, 2007). Dass es keine Schokolade, sondern Reste eines alkoholischen Getränks aus dem Fruchtmus gewesen seien, ist aber nicht schlüssig, denn dieses enthält nur wenig Theobromin und *Theobroma cacao* ist sicherlich wegen seiner Samen von Süd- nach Mittelamerika übertragen worden, denn alkoholische Getränke aus dem Fruchtmus konnte man aus den dort wachsenden Kakaobaumarten (bes. *T. bicolor*, Pataxte oder Jaguarbaum) reichlicher herstellen. Das Besondere an *T. cacao* war der hohe Theobromingehalt der Samen, nicht das Fruchtmus.

Weil criolloähnlicher Forasterokakao wild nur in Oberamazonien vorkommt, muss er als Vorfahrenform des Criollokakaos vor etwa 3000 Jahren von Südamerika zu den Olmeken und Maya gelangt sein. Der "Kakao wie in Mexiko", den der spanische Konquistador Diego de Trujillo 1531 auf dem Weg mit Francisco

Pizarro ins Inkareich in Westekador in der Nähe der Küste wahrnahm, muss ein criolloähnlicher Forastero von der Ostseite der Anden gewesen sein, den die Indianer Westekadors über das Gebirge geholt hatten, denn echten Criollokakao gab es dort erst nach dessen Einführung durch die Spanier (Patiño, 1963).

Die Indianer Westekadors waren Seehändler, die mit großen bis 20 m langen Balsaholzflößen (mit Segel und Kajüte) und Piraguas (große Einbäume mit in die Längsseiten eingelassenen Brettern, die ein Kentern verhinderten) den Pazifik bis Peru und Westmexiko befuhren, offenbar schon ab 2200 v. Chr., denn da zeigten sich bereits Kultureinflüsse der westekadorianischen Valdivia-Kultur in Mittelamerika. Und ab 1500 v. Chr. traten die von der Machalilla-Kultur Westekadors (1800-1200 v. Chr.) entwickelten "Steigbügelgefäße" (mit hohlem Henkel, der oben einen Ausguss trug) plötzlich in Westmexiko auf, ebenso bis dahin nur im nordwestlichen Südamerika übliche Schachtgräber. Diese spezifischen kulturellen Merkmale sind zweifellos auf dem Seewege übertragen worden, denn sie fehlten zwischen Kolumbien und Westmexiko gänzlich, so dass der Landweg ausscheidet. Später traten auch Keramikgefäße im Chorrera-Stil (Chorrera-Kultur 1200-500 v. Chr. in Westekador) in Westmexiko auf, und um 800 n. Chr. erscheint die in Südamerika entwickelte Metallurgie plötzlich in Südwestmexiko, aber nicht auf dem dazwischen liegenden Landweg; auch hier erfolgte die Übertragung zweifellos auf dem Seeweg (Wolters, 2003; Thieme-Sachse, 2007).

Dass Seefahrer auch Pflanzensamen und -knollen an Bord mitnahmen und bei anderen Völkern verbreiteten oder von diesen holten, ist nichts Neues (auch Kolumbus tat das), so dass man annehmen kann, dass die Westekadorianer, die man wegen ihres Seehandels mit Spondylusmuscheln für Perlmutter, bunten Vogelfedern, Edelmetallen, Textilien und anderen Waren die "Phönizier Amerikas" genannt hat, sich auch damit befasst haben. Für Süßmanioke, Erdnuss und Kakao ist das sehr wahrscheinlich (Wolters, 1999, 2003, 2006b), denn auch bei diesen Kulturpflanzen gab es eine Lücke auf dem Landweg, wenn man die frühen spanischen Angaben (Patiño, 1963) über den indianischen Anbau zu Grunde legt.

Kakaosamen verlieren allerdings nach spätestens 1-2 Monaten ihre Keimfähigkeit, weshalb es entweder eine Zwischenstation mit vorübergehendem Kakaobau etwa in Costa Rica gegeben haben könnte, oder die Indianer der Chorrera-Kultur haben Kakaostecklinge transportiert. Die Kajüte auf den Balsaholzflößen bot den nötigen Schatten und die Temperatur auf dem tropischen Pazifik stimmte sowieso, und Regen zum Begießen der Pflanzen gab es auch oft genug. Die Spanier haben 1577 und 1607 lebende Criolloebäume auf dem umgekehrten Weg von Mittelamerika nach Ekuador per Schiff übertragen; das funktionierte also.

Vermutlich genossen die Seeleute Westekadors eine Mischung aus Mais- oder Maniokmehl mit Kakaosamenpulver als "Kraftnahrung" an Bord (wie später die Azteken feste Schokoladenkuchen), und dafür interessierten sich auch die Händler der Olmeken, die nachweislich vor 3000 Jahren ihre Waren im Raum von Mexiko bis El Salvador vertrieben, auf anstrengenden Wanderungen.

Bei den Maya gab es seit altersher Maisbrei in flüssiger Form als Speise, genannt "atole", und atole wurde mit Chilipulver und anderen Ingredienzien gemischt. Was lag näher, als atole mit dem nahrhaften fett- und eiweißreichen und stimulierenden Kakaosamenpulver zu versetzen? Damit war das Schokoladengetränk indianischer Art erfunden und der Kakao trat seinen Siegeszug zur "Speise der Götter" an.

"Speise der Götter"

Eine Anzahl archäologischer Zeugnisse zeigt die Wertschätzung des Kakaobaums und des Schokoladengetränks.

Gefäße für Trinkschokolade (Tüllengefäße, Tassen) oder in Form einer Kakaofrucht sind an verschiedenen Stellen gefunden worden. Es gibt auch ein Gefäß mit der Abbildung eines Affen, der eindeutig eine Criollokakaofrucht trägt. Darüber hinaus war das Getränk auch eine Wegzehrung für die Toten, wie einige Gefäße mit Resten des Kakaogetränks in Río Azul im Petén zeigen. Ein Gefäß aus Nakbé im Petén (Nordguatemala) zeigt die Darstellung einer Frau, die Schokolade aus einem Gefäß in ein anderes gießt. Im Codex Nuttall der Mixteken (aufbewahrt im British Museum, London) gibt es Darstellungen, die sich auf den Genuss des Kakaogetränks beziehen.

Kakao galt wie Mais als Gabe der Götter, wie z. B. im Popol Vuh, dem Schöpfungsmythos der K'iché-Maya zu lesen ist. Die Maya verehrten Ek Chuah als Kakaogott; er war auch Gott der Kaufleute und Reisenden, schwarz dargestellt mit einem Skorpionschwanz, so z. B. im präkolumbischen Codex Trocartesianus (im Museo de América in Madrid). Im Dresden-Codex, einer weiteren Maya-Handschrift, sieht man sitzende Götter, die Kakaofrüchte halten, und Tische mit Kakaobohnen darauf. Bei Neujahrszeremonien trug der Opossumgott den Regengott Chac auf dem Rücken, und der Text besagt: "kakaw u hanal" (Kakao ist seine Nahrung).

Im Buch der Bücher von Chilam Balam (diese waren Bücher von Mayapriestern) ist das Kakaogetränk symbolisch mit dem Blut assoziiert; Kakao wurde auch mit achiote (Orleanfrucht) rot gefärbt. Der Codex Trocartesianus zeigt auch eine rituelle Kasteiung, bei der Blut aus den Ohrläppchen auf Kakaofrüchte tropfte.

In Cacaxtla im zentralmexikanischen Hochland, wo keine Kakaobäume gedeihen, aber Kakaobohnen importiert wurden, gibt es eine Darstellung des Kakao-

gottes Ek Chuah vor einem Kakaobaum mit einem darauf sitzenden Quetzalvogel. Gemeinsame Abbildungen vom Quetzalvogel, dessen grüne Federn Herrscherkronen schmückten, und Kakao sind häufig.

Im aztekischen Codex Fejérváry-Meyer (im City of Liverpool-Museum) gibt es eine Darstellung des Weltbildes und Zeitkreises im indianischen Kosmos, mit vier Weltenbäumen und neun Göttern. Die Weltrichtung des Südens wird symbolisiert durch einen Kakaobaum, eine Richtung, die auch das Land der Toten bedeutet. Unter dem Kakaobaum sind der Todesgott Mictlantecutli und der Maisgott Cinteotl dargestellt (Krumbach, 1989; s. Abb.4).



Abb. 4: Kakaobaum als Weltenbaum des Südens mit Papa-gei, Todesgott Mictlantecutli und Maisgott Cinteotl. (Codex Fejérváry-Meyer, aztekisch)

Die Spanier haben religiöse Feste der Kakaopflanzer und Riten bei der Aussaat von Kakaosamen geschildert, und auch heute noch gibt es bei einer Anzahl Völker Meso- und Zentralamerikas rituelle Zeremonien im Zusammenhang mit dem Kakao. In all diesen Darstellungen und Ritualen kommt dem Kakaobaum, den Kakaobohnen und dem Getränk daraus im alten Mesoamerika eine zentrale kulturelle und religiöse Bedeutung zu, ähnlich wie dem Mais, der ja auch einen eigenen Maisgott hatte. Diese Bedeutung war sicherlich auch von der psychoaktiven Komponente der Kakao-wirkung mitbestimmt.

Die allgemeine Wertschätzung des Kakaos trug auch dazu bei, dass Kakaobohnen als Münzgeld verwendet wurden, denn sie verkörperten einen hohen Wert. Montezumas Staatsschatz bestand aus einem Riesenvorrat an Kakaobohnen, nicht aus Edelmetallen. Als Kuriosum sei erwähnt, dass man in Tenochtitlan für 10 Kakaobohnen eine Prostituierte bekommen konnte, was 1 - 2 Tassen Schokolade entsprach.

Inhaltsstoffe des Kakaos

Aus Kakaobohnen vor und nach der Fermentierung ist heute eine Fülle von Inhaltsstoffen bekannt (Jacobi, 1996), leider meist nur aus dem Forasterokakao und seinen Bastarden, und nur wenige aus dem indianischen Criollokakao, der wegen seiner größeren Schädlingsanfälligkeit und geringeren Produktivität heute im Welthandel kaum noch eine Rolle spielt.

Zu nennen sind einmal Nährstoffe: Der Fettgehalt ("Kakaobutter") beträgt 40-65 %, bezogen auf das Trockengewicht, der Proteingehalt liegt bei 11,5-17,5 %, der Stärkegehalt bei 6-8,5 %. Weiterhin sind Ballaststoffe (Cellulose und Schleime), einige Vitamine, organische Säuren und 2,6 % Mineralstoffe enthalten. Kakaobohnen und Schokolade sind äußerst nahrhaft.

Das Kakao-Aroma entsteht erst bei der Fermentation, einem Gärungsprozess in den Früchten, der schon von den Maya praktiziert wurde. Bis heute sind mehr als 500 Komponenten bekannt. Der Geschmack wird aber auch von Polyphenolen bestimmt, vor allem von Gerbstoffen und deren Vorstufen, die bitter und zusammenziehend schmecken. Die Fermentation verringert diese unerwünschten Komponenten von 5-12 % auf 1-5 %. Bei der Fermentation entstehen aber auch einige psychoaktive Substanzen (beta-Carbolinalkaloide und der Hauptteil des Phenylethylamins, s.u.).

Stimulierende Stoffe sind die Purinalkaloide Theobromin und Coffein, wobei Coffein stärker wirksam ist. Hier unterscheiden sich der dem Wildtyp noch nahestehende Forastero und der jahrtausendlang von den Maya kultivierte und selektierte Criollokakao: Der Theobromingehalt entfetteter Samen beträgt beim Criollo 1,46-3,32 %, beim Forastero 0,94-1,22 %; Coffein ist nur beim Criollo in nennenswerter Menge (0,33-1,28 %, maximal 1,70 %) enthalten, während Forasterokakao nur über 0,08-0,17 % verfügt, eine Menge, die praktisch kaum wirksam wird. Coffein bewirkt im Gehirn die Freisetzung von Dopamin, einem der Neurotransmitter, und beeinflusst damit positiv unsere Stimmungslage: Wir fühlen uns aktiviert.

Bei den weiteren psychoaktiven Substanzen haben wir das merkwürdige Phänomen, dass der Kakao Stoffe enthält, die auch in unserem Körper und überhaupt bei Säugetieren als stimmungsbeeinflussende Substanzen (Neurotransmitter) biosynthetisiert werden, an spezielle Rezeptoren des Nervensystems andocken und damit Wohlbefinden erzeugen:

- Serotonin; bei Depressionen ist der Serotoninspiegel abgesenkt, und er kann durch Serotoninzufuhr mit der Nahrung wieder normalisiert werden (ein Grund für Kakaosucht).
- Anandamid, dessen Rezeptor auch einer von mehreren für Tetrahydrocannabinol ist, den Hauptwirkstoff von Haschisch bzw. Marihuana; es ist allerdings nur in geringer Menge im Kakao enthalten.
- beta-Phenylethylamin, eine Substanz aus der Gruppe der Amphetamine (Ecstasy zählt zur gleichen Stoffgruppe). Es bindet an Dopaminrezeptoren und kann ebenfalls das Wohlfühl steigern.
- Salsolinol ist eines der Isochinolinalkaloide im Kakao, biogenetisch ein Dopaminderivat, das mit einem Gehalt bis zu 25 mg/kg im Handelskakao

vorliegt und in dieser Menge nachweislich an den D3-Rezeptor für Dopamin bindet (wie Cocain!), an einen weiteren Dopaminrezeptor und an den my-Opioidrezeptor (dort binden auch das körpereigene Endorphin und die Opiumalkaloide). Liganden für den my-Opioidrezeptor haben ein hohes Suchtpotenzial; Salsolinol könnte eine Ursache der Kakaosucht sein (Melzig u.a., 2000). Salsolinol ist als körpereigene Substanz auch beim Alkoholismus involviert.

- Tetrahydro-beta-Carbolinalkaloide beeinflussen den Serotonin-Haushalt und binden an den Benzodiazepin-Rezeptor des Zentralnervensystems (Benzodiazepine = Valium u. ä.) (Herraz, 2000). Zur gleichen Stoffgruppe gehört das psychoaktive Alkaloid Harmin der südamerikanischen Droge Ayahuasca (von Banisteriopsis caapi; s. Artikel von Lysann Schneider in Heft 4/2008 dieser Zeitschrift).

Dass Säugetiere einschließlich des Menschen und Kakao identische psychoaktive Substanzen produzieren, wird etwas verständlicher, wenn man bedenkt, dass Phenylethylamin, Salsolinol und beta-Carboline durch einfache Kondensationsreaktionen aus bestimmten Aminosäuren entstehen, beta-Carboline sogar bei Gärungsprozessen, weshalb sie auch in Wein, Bier und Likör auftreten; neuerdings wird eine Beteiligung der Carboline am Alkoholismus diskutiert. Isochinoline sind im Pflanzenreich verbreitet, vom Typ des Salsolinols gibt es sie auch bei Kakteen, ebenso Phenylethylamin-derivate (auch beim Peyote!), und beta-Carboline, wie schon gesagt, bei Malpighiaceen wie Ayahuasca.

Substanzen dieser Typen treten also auch sonst im Organismenreich auf – und die Indianer haben ihre Wirkungen dort beim "Durchprobieren" der Pflanzen gefunden. Zur psychoaktiven chemischen Verwandtschaft des Kakao gehören also auch Peyote und Ayahuasca.

Allerdings sind die genannten Kakaosubstanzen für unseren Körper keine Fremdstoffe wie die Alkaloide von Peyote, Ayahuasca, Opium und Coca. Als auch körpereigene Stoffe werden sie leicht verstoffwechselt, so dass ihre Konzentration nur im Extremfall, wie bei Kakaosucht, pathologische Konsequenzen hat.

Craving und Kakaosucht

Der Genuss beim Verzehr von Schokolade und Pralinen besteht einmal im Schmelz und aromatischen Geschmack der Produkte, was zu einer Art oraler Befriedigung führt, durch die auch stimmungsbeflussende Substanzen (Neurotransmitter) im Gehirn produziert und ausgeschüttet werden. Aber Kakao enthält auch, wie gesagt, eine Anzahl Substanzen, die entweder Stimulantien (Theobromin, bei Criolloschokolade auch Coffein in nennenswerter Menge) sind oder direkt als

Neurotransmitter fungieren (Serotonin, Anandamid, Phenylethylamin, Salsolinol, beta-Carboline). Letztere befördern ebenfalls das Wohlbefinden. Schokolade und Pralinen wirken daher aus mehreren Ursachen auf sehr viele Menschen verführerisch.

Diese Verführung wird in der Fachliteratur als "craving" bezeichnet; im Deutschen manchmal mit "Gier" übersetzt, was bei "harten" Drogen zutrifft, aber nicht bei Kakao. Der englischsprachige Ausdruck beinhaltet eine Art Sehnsucht und ist für Kakao besser zutreffend, weshalb wir ihn hier beibehalten (nicht für jeden Anglizismus gibt es einen treffenden deutschen Ausdruck!).

Das Schokoladen-craving ist bei vielen Millionen Menschen gegeben; die Zahlenangaben variieren von 40 % der Frauen und 15 % der Männer (der Autor zählt auch dazu) bis zu 52 % der befragten Personen (Bruinsma u. Taren, 1999; Montignac, 1996). Meist erfolgt der Genuss nur einmal täglich, aber regelmäßig. Die anregende Wirkung durch Theobromin ist bei der üblichen Handelsware weniger gefragt (15 %), bei Criolloschokolade durch deren erhöhten Coffeingehalt sicherlich stärker. Auch die Indianer Meso- und Zentralamerikas haben bei ihrem dickflüssigen Schokoladengenränk sicherlich oft ein craving empfunden.

Bei manchen Menschen kann sich das craving zur Sucht steigern, was zum Verbrauch von 100-500 g dunkler Schokolade pro Tag führt und bis zur Dauer von 15 Jahren in der Fachliteratur belegt ist. Dabei sind häufig Depressionen durch Misserfolge, Trauerfälle und andere emotionale Erschütterungen die Ursache, oder Überforderung (auch im Sport). Außerdem ist in einigen Fällen auch bei Alkohol- oder Nikotinentzug Kakaosucht als "Ersatzsucht" aufgetreten; vereinzelt sind auch ehemalige Heroin-, Cocain- und Haschischkonsumenten auf Kakaosucht umgestiegen (Montignac, 1996).

Als eine Ursache von Kakaosucht ist neuerdings das Salsolinol in Verdacht geraten (Melzig u.a., 2000), während für Phenylethylamin Entwarnung gegeben wurde (Käse und Wurst enthalten mehr davon als Schokolade; Bruinsma u. Taren, 1999), und der Anandamidgehalt ist gering. Aber man sollte auch an die beta-Carbolinalkaloide denken, und bei Criolloschokolade könnte auch Coffein zur Sucht beitragen, denn bei starken Kaffeetrinkern kann das Absetzen des Coffeins zu Entzugserscheinungen führen. Auch Kakaosüchtige können bei Fehlen von Schokolade Entzugserscheinungen zeigen (Reizbarkeit, Konzentrationsprobleme). Andererseits kann übermäßiger Kakaokonsum auch zu Kopfschmerzen, Krämpfen, Herzrasen, Bluthochdruck, Schlaflosigkeit und Verdauungsstörungen führen. Die Empfindlichkeit dafür ist aber individuell verschieden.

Wenn man liest, welche Mengen an Schokoladengenränk nach Berichten der Spanier täglich am Hofe



Montezumas verbraucht wurden, und zwar allein von der Führungselite, dann kommt man zu dem Schluss, dass die mexikanische Oberschicht kakaosüchtig gewesen sein dürfte, und wahrscheinlich traf das auch für die Elite anderer Völker Mesoamerikas zu (Wolters, 2006 b).

Hat Bernardino de Sahagún sich geirrt?

Wenn man die pharmakologischen Eigenschaften von Salsolinol bzw. beta-Carbolinalkaloiden betrachtet, – Bindung an Rezeptoren, die auch Cocain und Opioide anlagern, bzw. die chemische Verwandtschaft mit Harmin, bei beiden Beziehungen zum Alkoholismus –, kann man sich fragen, warum außer der Kakaosucht noch niemand einen Kakaorauschnitt erlebt hat, zumindest seit dem 16. Jahrhundert nicht. Aber für die präkolumbische Zeit in Meso- und Zentralamerika besteht in dieser Hinsicht eine Art "Grauzone":

1. Der Cocastrauch, und zwar die kolumbianische Art *Erythroxylum novogranatense*, ist merkwürdigerweise nie von den Maya übernommen worden, obwohl er in Teilen Nikaraguas und Costa Ricas angepflanzt wurde (Patiño, 1963) und es von dort Handelswege ins Mayagebiet gab; Gold ist durchaus von Costa Rica in die Mayastadt Copán gelangt. Andererseits ist auch der vom Mayagebiet ausgehende Criollokakaoanbau nie über Teile Nikaraguas und Costa Ricas weiter in Richtung Panama gelangt, wo die Kuna zwar große rituelle Kakaoverehrer waren und sind, aber die Art *Theobroma cacao* erst durch die Spanier erhielten. Der Gebrauch von Coca und Criollokakao schlossen sich offensichtlich weitestgehend gegenseitig aus (Wolters, 1999, 2006 b).

Der Grund dürfte ein pharmakologischer sein: Cocain und Salsolinol binden beide an den gleichen Dopaminrezeptor unseres Nervensystems. Wer den ganzen Tag Cocablätter kaut, bei dem sind die D3-Rezeptoren mit Cocain besetzt, und Salsolinol kann nicht wirksam werden; und wer den ganzen Tag Schokolade trinkt wie die indianische Führungselite, bei dem sind die Rezeptoren mit Salsolinol besetzt und Cocain kann nicht wirken. Die jeweils andere Droge erregt dann kein Interesse. Und der damalige Criollokakao (zumindest die wirksamsten Sorten) wurde offenbar als gleichwertig mit dem Dopingeffekt des Cocakauens empfunden. Jede Seite blieb bei ihrer gewohnten Droge, so dass die Grenze der unterschiedlichen Drogen-tradition konstant blieb, bis die Spanier kamen und das Cocakauen in Mittelamerika von der katholischen Kirche abgeschafft wurde (aber nicht im ehemaligen Inka-reich).

Criollokakao war in präkolumbischer Zeit Konkurrenz zu Coca. Davon ist bei unseren Handelssorten heute keine Rede!

In Amazonien schlossen sich zur gleichen Zeit auch Guaraná mit stark stimulierendem Effekt durch 4-8 % Coffein (in Mittelamazonien) und die weniger cocainhaltige *Ipadu-Coca* (*Erythroxylum coca* var. *ipadu*; in Westamazonien) ebenfalls gegenseitig aus, wie die Auswertung der Daten aus der frühen Kolonialzeit ergibt (Wolters, 1999). Guaraná steht heute in unseren Diskotheken in gewisser Konkurrenz zu Ecstasy.

2. In Mexiko und Guatemala gab es von 1600 v. Chr. bis 900 n. Chr. einen Fliegenpilzkult, wie zahlreiche Pilzsteine meist mit Tier- und Menschenfiguren am Stiel vor allem im Maya-Hochland, aber auch in angrenzenden Gebieten, in Tabasco und anderen Teilen Mexikos zeigen. Nur in Yucatán fehlten sie. Dass es sich um den Fliegenpilz und (noch) nicht um *Teonanácatl* (Pilzgattung *Psilocybe*) handelte, ist von der Form und Struktur der Pilzsteine her eindeutig (Wasson, 1986; Wolters, 2006 a). Dieser Fliegenpilzkult endete etwa um 900 n. Chr. überall.

Während der Fliegenpilz in Zentral-, West- und Süd Mexiko durch *Psilocybe* ersetzt wurde (Darstellungen von diesem gab es schon seit 200 n. Chr.), was verständlich ist, – ein Rauschpilz wurde durch einen anderen ersetzt –, ist ein *Psilocybe*-Gebrauch im gesamten Mayagebiet weder von den Spaniern noch von heutigen Ethnobotanikern jemals gefunden worden, obwohl es Arten dieser Pilzgattung auch im Maya-Hochland gibt. Die einzige psychoaktive pflanzliche Droge, die eine ähnlich hohe Verehrung wie der Fliegenpilz genoss, war der Kakao!

Sollten die südlichen Mayavölker die halluzinogene Visionsdroge Fliegenpilz durch den ziemlich harmlosen, lediglich stimulierenden und craving verursachenden Kakao ersetzt haben? Sehr einsichtig erscheint das nicht, es sei denn, es gab Criollokakaosorten mit sehr starker psychoaktiver Wirkung, die von der Oberschicht der Völker verwendet wurden. Angesichts der starken Schwankungen des Gehalts an Coffein, Salsolinol und Phenylethylamin ist anzunehmen, dass es Criollosorten mit sehr unterschiedlicher Wirkungsstärke gab.

3. Es gibt nur ein einziges Zeugnis über einen "Kakaorauschnitt", und zwar von Bernardino de Sahagún (1499 - 1590) in seinem Codex Florentinus von 1569, der in Nahuatl-Sprache geschriebenen Dokumentation der Medizin und sonstigen Pflanzenverwendung der Azteken. Sahagún war Franziskanermönch und bekam den Auftrag, diese Kenntnisse der Azteken zu sammeln. Weil er schon 1543 damit begann, 22 Jahre nach der Eroberung Mexikos, konnte er auch noch einige Leibärzte der mexikanischen Führungselite befragen. Er erfuhr, dass das gewöhnliche Volk das Kakaotrinken vermied und auch reiche Leute wie die *pochteca* (Kaufleute) nur begrenzte Mengen davon tranken. Nur

die Elite – der Herrscher, Generäle und ausgezeichnete Krieger – genoss große Mengen. "Und von ihm (dem Kakao) wurde auch gesagt, dass er wie Stechapfel war; er wurde wie der Pilz betrachtet, denn er machte einen trunken; er vergiftete einen."

Der letzte Halbsatz war sicherlich eine Konzession an die Spanier, die alle indianischen Rauschdrogen als giftiges Teufelswerk verdammt. Obwohl Sahagún als zuverlässiger Berichterstatter gilt, wird ihm heutzutage hier ein Missverständnis unterstellt. Weil sowohl in spanischen Quellen wie in der heutigen Ethnobotanik bekannt ist, dass Psilocybe-Pilze häufig in Kakao eingenommen werden, sei so etwas gemeint gewesen. Aber Sahagún schreibt eindeutig, der Kakao war wie Stechapfel und Rauschpilze, und nichts von Pilzen in Kakao. Man könnte auch daran denken, dass es wirkungssteigernde Zusätze gab, aber auch davon schreibt Sahagún nichts.



Abb. 5: Kakaobaum (aztekisch: tlapalcacauatl) im Codex Badianus (1552) von Martín de la Cruz. Die Früchte sind übergroß dargestellt, aber spitz, wie für Criollokakao typisch.

Dass andere Spanier nichts über einen Kakaoräusch bei der Führungselite berichtet haben, lag daran, dass ihre Untersuchungen erst später stattfanden, als keine alten Leibärzte der Elite mehr lebten. Und Martín

de la Cruz, ein getaufter Azteke, der vorher offenbar Curandero gewesen war, kannte, wie der von ihm verfasste Codex Badianus (1552) erkennen lässt, viele Heilmittel und Anwendungen nicht, die Sahagún nennt. Die Samen vom "tlapalcacauatl" (Abb. 5), dem Kakaobaum, und das Getränk nennt er nur als Stimulans für Personen, die den Staat verwalten.

Falls es Criollokakaosorten mit extrem starker Wirkung bis hin zu Ekstase und Visionen gegeben haben sollte, sind sie nicht mehr existent. Nach der Entmachtung und Beseitigung der indianischen Führungseliten durch die Spanier gab es keine Nachfrage mehr nach solchen Sorten, – falls es sie gegeben haben sollte –, und das einfache Volk und einfache Curanderos wussten nichts von einem Kakaoräusch. Und im 20. Jahrhundert haben die Forastero-Sorten und Forastero-Bastarde den Criollokakao weltweit weitgehend verdrängt, denn sie sind widerstandsfähiger und ertragreicher, sind dem Criollokakaobaum also kommerziell überlegen. Das ist auch in Mittelamerika der Fall, wo der indianische Criollokakao nur noch lokal sein Dasein fristet.

Christian Rätsch (1998), der längere Zeit bei den Maya lebte, berichtet, der indianische Kakao sei sehr stimulierend und euphorisierend, aber Euphorie ist noch kein Rausch. Die starke Stimulation ist sicherlich durch den Coffeingehalt des Criollokakaos bedingt; eine Ursache für Euphorie ist noch unerforscht, aber man kann vermuten, dass Salsolinol dabei involviert ist, das durch die Züchtung der Maya wie Coffein vermutlich angereichert ist. Und dazu kommen durch die Fermentation auch noch die beta-Carbolinalkaloide.

Auch die neuerdings in kleinen Mengen in den Handel gebrachte Criolloschokolade für Freunde alter "nostalgischer" Schokoladensorten verursacht keinen Kakaoräusch. Trotzdem sollte man den Criollokakao endlich einmal gründlich chemisch und pharmakologisch in Hinsicht auf seine psychoaktiven Komponenten untersuchen. Vielleicht fällt dann auch etwas Licht auf die einst möglicherweise stärkere Wirksamkeit und auf die Frage, ob Bernardino de Sahagún sich einst geirrt hat oder nicht.

Kakao als Heilmittel

Der Kakaobaum war und ist in Lateinamerika bei Indianern, Mestizen und Kreolen eine vielseitig genutzte Arzneipflanze (Wolters, 2006 b). Wenn man eine Liste aller Indikationen ansieht, ist er geradezu ein "Allheilmittel", wobei die Psychoaktivität sicherlich oft zu einem Placeboeffekt beiträgt.

Verwendet werden in Lateinamerika nicht nur die Samen und das Kakaotrunk, sondern auch die Kakaobutter (Samenfett), die Früchte, Blätter und Rinde des Baumes. Am häufigsten registriert sind Anwendungen bei Erkältungskrankheiten einschließlich Halsentzündung, gefolgt von Magen-Darm-Beschwerden und

Hautleiden und -entzündungen, daneben auch Verletzungen und Verbrennungen und Herz- und Kreislaufproblemen.

Kakaobutter wird in der Volksmedizin besonders häufig bei Hautleiden, Entzündungen, Verletzungen, Verbrennungen und Hämorrhoiden als Salbe wenigstens zur Reizlinderung verwendet; das erscheint sinnvoll.

Blätter haben dagegen ihren Anwendungsschwerpunkt bei Herz- und Kreislaufleiden, was durch den Gehalt an Theophyllin (benannt nach dem Vorkommen im schwarzen Tee) objektiv bedingt ist. Für eine Milchflussförderung ist offensichtlich der Nährwert von Samen und Kakaotränk wesentlich. Zur Stimulation und Harnflussförderung sowie bei Husten ist Theobromin wirksam, bei Verletzungen, aber auch bei Durchfall, sind die Gerbstoffe wichtig. Es gibt also eine Anzahl auch aus unserer modernen Sicht sinnvolle volksmedizinische Anwendungen.

An der Universität Münster (2006) sind in den letzten Jahren von A. Hensel und Kollegen die N-Phenylpropanoyl-L-aminosäureamide ("CocoHeal") als Stoffgruppe beim Kakao neu entdeckt worden, mit hautregenerativen und wundheilenden Eigenschaften, einsetzbar zur Prävention wunder Hautpartien bei Bettlägerigen, zur Behandlung von Sonnenbrand und in Anti-aging-Produkten; außerdem kann "CocoHeal" einer Infektion des Magengewebes durch das Magengeschwür begünstigende Bakterium *Helicobacter pylori* vorbeugen. Das zum Patent angemeldete Präparat wird gegenwärtig von der pharmazeutischen Industrie weiter untersucht. Vielleicht lernen wir in einigen Jahren neben dem Theobromin, das bei uns Bestandteil mancher herz- und kreislaufwirksamen sowie harntreibenden Präparate ist, einen zweiten Arzneistoff aus Kakaobohnen kennen und schätzen.

Literatur

- Bruinsma, K., Taren, D. L.**
1999 Chocolate: Food or drug? *Journal of the American Dietetic Association*, 99, pp. 1249-1256.
- Cruz, Martín de la**
1552 *Libellus de medicinalibus Indorum herbis*. Spanische Übersetzung mit Kommentaren: Instituto Mexicano del Seguro Social (IMSS), Mexico, 1991.
- Herraiz, T.**
2000 Tetrahydro-beta-carbolines, potential neuroactive alkaloids in chocolate and cacao. *Journal of Agricultural Food Chemistry*, 48, pp. 4900-4904.
- Hurst, W. J.; Tarka, S. M. jr.; Powis, T. G. ; Valdez, F. jr.; and Hester, T. R.**
2002 Cacao Usage by earliest Maya civilization. *Nature*, 418, pp. 289-290.
- Jacobi, E.**
1996 Biologie, ökologische Anforderung und wirtschaftliche Bedeutung der tropischen Nutzpflanze *Theobroma cacao* L.. Arbeit im Fach Biologie im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt Oberstufe, Hamburg.
- Krumbach, H.**
1989 Kakao aus Mexiko. *Ethnologia Americana*, 25(2)/Nr. 115, pp. 1254-1259. Düsseldorf.
- Melzig, M. F.; Putscher, I.; Henklein, P.; Haber, H.**
2000 In vitro pharmacological activity of the tetrahydroisoquinoline salsolinol present in products from *Theobroma cacao* L. like cocoa and chocolate. *Journal of Ethnopharmacology*, 73, pp. 153-159.
- Montignac, M.**
1996 Gesund mit Schokolade. (Übers. L. Schumpa und E. Marowelli). Artulen-Verlag, Offenburg.
- Patiño, V. M.**
1963 *Plantas cultivadas y Animales domesticos en America Equinoccial*. Tomo I, Frutales (und weitere Bände). Imprenta Departamental, Cali (Kolumbien).
- Rätsch, C.**
1998 Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen. Botanik, Ethnopharmakologie und Anwendungen. AT Verlag, Aarau (Schweiz).
- Sahagún, Fray Bernardino de,**
1569 *Codex Florentinus*, engl. Ausgabe: General History of the Things of New Spain. Translation from Nahuatl by A. J. O. Anderson and C. E. Dibble. 12 Vols.. School of American Research and University of Utah, Santa Fe (USA), 1950-1959.
- Thiemer-Sachse, U.**
2007 Vom Kakaobier zur Schokolade. *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift*, 48, pp. 563-576.
- Universität Münster, upm-Mediendienst**
2006 Pressemitteilung: Stoff aus Kakao fördert Gesundheit. 21.08.2006.
- Wasson, R. G.**
1986 Lightning, Bolt and Mushroom. In: Kramrisch, S., Ott, J., Ruck, C. A. P., Wasson, R.G.: *Persephone's Quest. Entheogens and the origin of religion*. pp.83-94. Yale University Press, New Haven (USA).
- Wolters, B.**
1999 Zur Verbreitungsgeschichte und Ethnobotanik indischer Kulturpflanzen, insbesondere des Kakaobaums. *Journal of Applied Botany / Angewandte Botanik*, 73, pp. 128-137.
- Wolters, B.**
2003 Geschichte und Wege der Nutzpflanzen in Amerika. *Megalithos*, Heft 2/2003, pp. 51-56. Wilhelmshorst.
- Wolters, B.**
2006 a Traditionelle Nutzung von Pilzen im indigenen Amerika. *Ethnologia Americana*, Bd. XXI (Sonderheft Nr. 5), Düsseldorf Institut für amerikanische Völkerkunde e.V. (DIAV), Düsseldorf.
- Wolters, B.**
2006 b Kakaobaumarten in Lateinamerika (Gattungen *Theobroma* und *Herrania*) - Nichtmedizinische und arzneiliche Nutzung. *Ethnologia Americana*, Bd. XXII (Sonderheft Nr. 7). DIAV, Düsseldorf.

(Abbildungen wurden vom Autor zur Verfügung gestellt.)



Die Mató Tópe-Robe im Linden-Museum Stuttgart – ein Heldenepos gemalt auf Bisonhaut

Sonja Schierle

Die bemalte Bisonrobe des Mandan-Häuptlings Mató Tópe ("Vier Bären") gehört zu den herausragenden Dokumenten indianischer Kultur. Sie ist weltweit bekannt. Ihre Bedeutung gewinnt sie aus der Zugehörigkeit zur Sammlung des Naturforschers Maximilian Prinz zu Wied (1782–1867). Dieser besuchte zwischen 1832 und 1834 zahlreiche Prärie- und Plains-Indianer.

The painted bison-robe of the Mandan chief Mató Tópe ("Four Bears") is one of the outstanding documents of American Indian culture. It is well-known world wide. It gains in importance from its place in the collection of the naturalist Maximilian Prinz zu Wied (1782–1867). Between 1832 and 1834 he visited many Indians of the Prairie and Plains.

La toga de cuero de bisonce pintada que pertenecía a Mató Tópe („Cuatro Osos“), un jefe de la tribu de los Mandan, representa uno de los documentos más sobresalientes de la cultura indiana. Esta es conocida en el mundo entero. Esta pieza es importante por pertenecer a la colección del naturalista Maximilian Prinz zu Wied (1782–1867). Entre 1832 y 1834 este hombre visitó numerosas tribus indias de las praderas.

Prinz Maximilian zu Wied bei den Mandan



Bisonrobe aus dem Besitz von Mató Tópe, um 1830.

Die bemalte Bisonrobe des Mandan-Häuptlings Mató Tópe ("Vier Bären") gehört zu den herausragenden Dokumenten indianischer Kultur, die Weltruf haben. Seine Bedeutung liegt nicht zuletzt darin, dass sie aus der Sammlung des renommierten Naturforschers Maximilian Prinz zu Wied (1782-1867) stammt, der seine etwa zweijährigen Reise zwischen 1832 und 1834 "in das Innere Nord Americas" ¹ in seinem Tagebuch detailliert beschrieben hat. Zudem hatte er als Reisebegleiter den 23-jährigen Schweizer Karl Bodmer angestellt, einen ausgesprochen talentierten Landschaftsmaler. Prinz zu Wied war tief beeindruckt von Bodmers Präzision und der ästhetischen Gestaltung seiner Werke. Als die Reisegruppe, zu der auch noch der Jäger und Präparator des Wiedischen Fürstenhauses David Dreidoppel zählte, den Winter 1833-1834

¹ Wied: Bd. 1, 1839 und Bd. 2, 1841

nahe der Mandan-Siedlung Mih-tutta-hang-kusch verbrachten, hatten sie Gelegenheit, engen Kontakt mit ihren indianischen Nachbarn zu pflegen.



Mató Tópe (Kupferstich nach Karl Bodmer, um 1840).

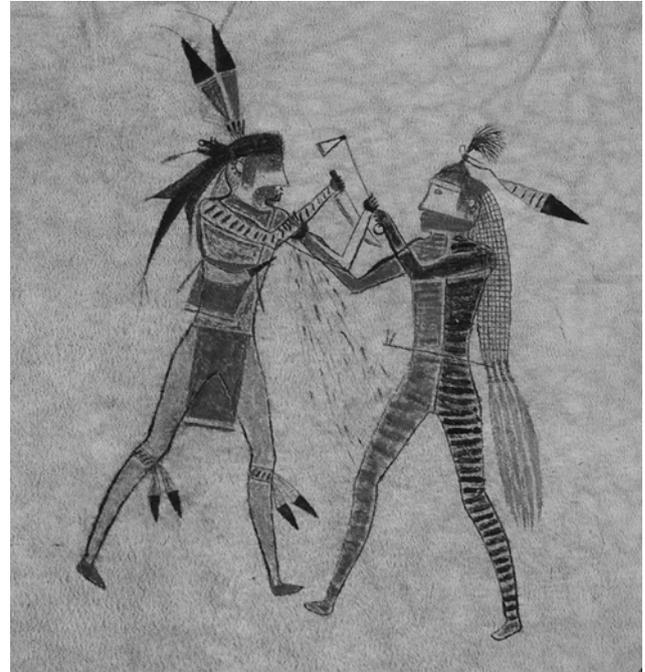
In St. Louis hatte Maximilian Prinz zu Wied nicht nur den berühmten Expeditionsleiter William Clark ² kennengelernt, der ihm die Reiseerlaubnis in die westlichen Indianergebiete ausstellte, sondern auch Pierre

² Moulton 2002

Chouteau, den Repräsentanten der American Fur Company, die bereits über ein Handelsnetzwerk mit zentralen Stützpunkten verfügte und zwei Dampfschiffe unterhielt, die zwischen St. Louis und Ft. Union, das am Zusammenfluss von Missouri und Yellowstone River lag, verkehrten. Prinz zu Wied und seine Begleiter nutzten diese bereits vorhandene Infrastruktur, fuhren mit der "Yellowstone" und "Assiniboin" den Missouri aufwärts und hielten sich in Handelstationen der Amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft auf. Eine solche Niederlassung war das am Zusammenfluss des Missouri und Knife River gelegene Fort Clark mit James Kipp als zuständigem Agenten. Kipps Frau stammte aus der Familie Mató Tópes und da Kipp die Mandan-Sprache beherrschte, war er für den Prinzen als Übersetzer unentbehrlich. Für die Expeditionsgruppe aus Deutschland wurden in Fort Clark neue Räume mit großen Fenstern gebaut, eine Unterkunft, in der sich auch Indianer aus Mih-tutta-hang-kusch gerne aufhielten. Sie liebten es Karl Bodmer beim Malen zu beobachten. Manche baten ihn, Bilder von Motiven anzufertigen, die ihnen spirituellen Schutz gewährleisten sollten. Für Mató Tópe etwa war es ein Weißkopfadler mit einem blutigen Skalpe in den Klauen³. Sih-Chi-dä ("Gelbe Feder") und Mató Tópe nahmen sogar selbst den Pinsel in die Hand, um mit Bodmers Wasserfarben eigene Werke zu malen. Diese Aquarelle befinden sich heute in der Sammlung des Joslyn Art Museum in Omaha, Nebraska, die auch die Originalwerke Bodmers, die vom Prinzen zu Wied verfasste Reinschrift seiner Tagebuchnotizen sowie Korrespondenz aus seinem "Nordamerika-Nachlass" umfasst⁴. Ein Aquarell, das Mató Tópe gemalt hatte, zeigt seine Begegnung mit einem Anführer der Cheyenne, den er nach einem Kampf auf Leben und Tod besiegte. Dieses Ereignis aus der Biografie des Mandan-Kriegers hat Maximilian Prinz zu Wied dokumentiert, indem er beschreibt wie die erbitterten Feinde aufeinander trafen und der berittene Anführer der Cheyenne von seinem Pferd abstieg, um mit Mató Tópe, der zu Fuß war, auf gleicher Augenhöhe zu kämpfen. Nachdem beide den Gegner beim Schießen verfehlten, warfen sie ihre Gewehre weg und griffen zur blanken Waffe, der Cheyenne zum Messer und Mató Tópe zum Tomahawk. Bevor ihm der Gegner den Todesstoß versetzen konnte, griff der Mandan in das Messer, verletzte sich, drehte dennoch die Waffe aus der Hand seines Feindes und erstach damit den Cheyenne⁵. Auf seiner Bisonrobe hielt Mató Tópe diesen Kampf zusammen mit weiteren kriegerischen Auseinandersetzungen bildlich fest. Der

Cheyenne ist in der unteren linken Ecke deutlich an seinem Kopfputz aus Otterfell zu erkennen⁶.

Wied schreibt explizit, dass Mató Tópe die auf Tafel 21 abgebildete Bisonrobe selbst gemalt hatte, die er, der Forscher, glücklich mit nach Europa habe bringen können⁷.



Mató Tópe kämpft mit einem Cheyenne.

Entschlüsselung mit Hilfe von George Catlin

Leider hat Maximilian Prinz zu Wied die Hintergrundgeschichten der weiteren Darstellungen nicht überliefert. Dennoch lassen sich die meisten Darstellungen entschlüsseln, da der in Philadelphia lebende Maler George Catlin 1832 ebenfalls im Besitz einer von Mató Tópe bemalte Bisonrobe war und die einzelnen Episoden in Bild und Schrift festgehalten hat⁸. Die Mató Tópe-Robe aus der Sammlung Catlins ist leider verschollen, jedoch gibt es in der Gestaltung deutliche Parallelen, die es erlauben, einzelne Bildszenen auf der von Prinz zu Wied gesammelten Mató Tópe-Robe den von Catlin festgehaltenen mündlichen Überlieferungen zuzuordnen. Die einzelnen Begebenheiten hat Mató Tópe in zwei Reihen dargestellt mit vermutlich vier Sequenzen in der oberen Reihe und drei in der unteren. In der Mitte stellt ein mit Quill dekoriertes Streifen eine horizontal verlaufende Trennlinie dar.

In der oberen Reihe links ist als erstes eine Szene zu sehen, die von einer starken Gruppe Assiniboin-

³ Wied: Bd. 2, 1841: 309

⁴ Hunt et al. 1984: "Bodmers America"

⁵ Wied: Bd. 2, 1841: 316; Catlin 1973: 151-153 (Nr. 8)

⁶ Kilian Klann hat sich intensiv mit der Biographie Mató Tópes befasst und versucht, die Szenen auf den Bisonroben auf der Grundlage von George Catlin zu entschlüsseln.

⁷ Wied Bd. 2, 1841: 316

⁸ Catlin: Bd. 1, 1973: 148-154

Krieger erzählt, die sich nahe des Mandan-Dorfes verschanzt hielten. Nachdem sie bereits einen Angriff der Mandan und Hidatsa erfolgreich abgewehrt hatte, sprang Mató Tópe alleine in die Verschanzung hinein. Ein feindlicher Krieger schoss auf ihn und verbrannte ihm das Gesicht. Mató Tópe hatte Glück, da die Flinte des Feindes zersprang und dieser die Flucht ergriff. Trotz seiner Verwundung feuerte der Mandan auf den Assiniboin, verwundete ihn an der Schulter und tötete ihn mit seinem Tomahawk⁹.



Darstellung eines verletzten Assiniboinkriegers.

Mató Tópes Darstellung zeigt die abgefeuerte, zerborstene und weggeworfene Flinte des Assiniboin sowie ihn, wie er auf den Feind schießt. Blutspuren und die gebückte Haltung zeigen, dass der Feind verletzt und geschwächt wurde. Der Mandan präsentiert sich selbst mit seiner über der Schulter getragenen roten Tuschärpe und seinem Haarschmuck aus einem Büschel schwarzer, beschnittener Rabenfedern, verziert mit einer Adlerfeder, als führendes Mitglied des Hundebundes, in den nur herausragende Krieger aufgenommen wurden. Die schwarze Bemalung des Oberkörpers dokumentiert, dass er in früheren Kämpfen Skalps genommen hatte, die gemalte Hand auf seiner Brust erinnert daran, dass er erfolgreich Gefangene nehmen konnte. Auch der Fersenschmuck unterstreicht seine Verdienste als Krieger. Seine langen Haare, die weit über seinen Rücken fallen, weisen auf eine Behandlung hin, von der Catlin und Maximilian Prinz zu Wied berichten. So ist überliefert, dass die Mandan-Männer ihr Haar sehr lang trugen, es in etwa 5 cm

⁹ Catlin : Bd. 1, 1973: 154 (Nr. 11)

breite Strähnen teilten und die Zwischenräume im Abstand von etwa 3 bis 5 cm mit einer Mischung aus Leim und roter Erde fixierten. Zur Verlängerung konnten Haare von erlegten Feinden hinzugefügt werden¹⁰. Vorne band er seine Haare zu einem aufragenden Haarbüschel zusammen. Auch der gegnerische Assiniboin trug diesen am oberen Missouri populären, die langen Haare betonenden Haarschmuck. Über der linken Schulter trägt er eine Kugeltasche aus rotem Tuch, an der er ein Pulverhorn befestigt hatte. In der rechten Hand hält er das Messer gezückt. Bekleidet ist der Mann mit einem schwarzen Lendentuch.

Rechts neben dieser Darstellung zeichnete sich Mató Tópe mit Adlerfederhaube geschmückt sowie ausgestattet mit seinem Schild und seiner Kriegslanze. Er trägt eine Art Mantel aus rotem Wollstoff mit blauem Stehkragen und Armstulpen. Die Ärmel wurden zusätzlich mit Lederfransen und Adlerfedern verziert. Maximilian Prinz zu Wied beschreibt, wie Agenten der Amerikanischen Pelzhandelsgesellschaft Geschenkrituale für indianische Anführer veranstalteten und ihnen unter anderem auch Uniformröcke aus Tuch übergaben, um sich ihre Loyalität zu sichern¹¹.



Selbstdarstellung Mató Tópes mit Schild und Lanze.

Bei dieser Szene unterstütze ich Kilian Klanns Zuordnung, der diese Szene auf Mató Tópe bezieht, der

¹⁰ Catlin: Bd. 1, 1973: 95; Wied: Bd. 2, 1841: 109

¹¹ Wied: Bd. 1, 1839: 590

von einem Verbund aus Arikara- und Sioux-Kriegern angegriffen wurde¹². Nachdem sich die Arikara in Sicherheit gebracht hatten, trat der Mandan den Sioux alleine gegenüber und tötet einen der Gegner. Catlin zeigt ihn in dieser Szene zusammen mit seinem Pferd, schreibt jedoch, dass Mató Tópe sein Pferd zurücktrieb, bevor er sich den Feinden stellte¹³. Mató Tópe zeichnete sich mit einer rot bemalten unteren Gesichtshälfte. Als Mitglied des Kriegerbundes der Schwarzmünder hatte er das Recht, seine untere Gesichtshälfte schwarz zu färben, es ist nicht überliefert, was die rote Bemalung zum Ausdruck bringt. Die Bemalung seiner Leggings in roter und schwarzer Farbe weist ihn ebenfalls als einen erfahrenen Krieger aus¹⁴. Ebenso seine beiden mit je einem Wolfsschwanz geschmückten Fersen. Sie zeigen an, dass er zwei Feinde getötet hat, bevor ein anderer Krieger mit ihnen in Berührung kam¹⁵. In dieser Szene stellt er sich mit Lanze und Schild dar, beide mit Adlerfedern verziert. In Catlins Darstellung fehlt die Lanze und auf dem Schild sind nicht eindeutig Federn zu erkennen. Allerdings ragt in beiden Abbildungen ein Gewehr hinter dem Schild hervor. Die zahlreichen Pfeile und Gewehrköpfe, verweisen auf die Überzahl des feindlichen Gegners.

Ob sich die dritte Darstellung auf die von Catlin dokumentierte Überlieferung von einem Arikara bezieht, der im Fort einen weißen Pelzhändler getötet hatte und an dem Mató Tópe Rache übte, indem er selbst einem Arikara von hohem Rang das Leben nahm, ist spekulativ¹⁶. Körperbemalung und Kopfschmuck des Getöteten zeigen, dass Mató Tópe einen ebenbürtigen Gegner besiegt hatte. Eine schwarze Hand und ein Skalp zeigen an, dass Mató Tópe den Skalp genommen und einen Coup gezählt hat¹⁷. Möglich ist aber auch, dass es sich auf ein Erlebnis bezieht, das von Catlin gar nicht aufgezeichnet wurde.

Die obere Reihe zeigt ganz rechts eine Darstellung von Mató Tópe mit rot bemaltem Körper; nur die obere Gesichtshälfte und seine Füße sind unbemalt. Er trägt einen Kopfschmuck aus Adlerfedern und hält in der linken Hand seine Lanze, in der rechten seinen Schild, hinter dem wiederum eine abgefeuerte Flinte herausragt. Diese Darstellung findet sich nahezu identisch bei Catlin und berichtet davon, dass einige hundert Mandan und Hidatsa von Assiniboin-Kriegern angegriffen wurden und nachdem alle Begleiter Mató

Tópes geflohen seien, er sich alleine den Feinden stellte. Er beschoss die Assiniboin, verletzte einen von ihnen tödlich, schlug die Gegner in die Flucht und erbeutete fünfzig Pferde. Die Assiniboin sagten später von ihm, er habe sich auf sie gestürzt "wie vier Bären" – der Auslöser für seinen Namen "Vier Bären"¹⁸.

In der unteren Reihe links zeigt die erste Szene den bereits von Maximilian Prinz zu Wied beschriebenen Kampf Mató Tópes mit einem Cheyenne Häuptling. Dieser trägt ein rotes Lententuch und um den Kopf gewickelt ein komplettes, mit zwei rot gefärbten, senkrecht aufragenden Adlerfedern geschmücktes Otterfell. Der Cheyenne trägt Kniebänder, die ebenfalls mit Adlerfedern verziert sind. Das Tragen von Kniebändern erwähnt Prinz zu Wied auch bezüglich eines feindlichen Assiniboin, der ein Knieband im Dorf der Mandan verloren hatte¹⁹. Während Mató Tópe eine vertikal verlaufende Körperbemalung mit schwarz auf der linken und rot auf der rechten Seite aufweist, zeigt die Bemalung seines Gegners einen rot bemalten Oberkörper, ein grün bemaltes rechtes Bein und ein gelb bemaltes linkes. Auch Stirn und Mundpartie sind dunkelgrün bemalt. Ausgestattet mit einer eckigen Kugeltasche aus rotem Tuch und einem Pulverhorn, holt er gerade zum Todesstoß mit seinem Messer aus. Verletzt, aber beherzt greift Mató Tópe mit seiner rechten Hand nach dem Messer, um dem Cheyenne die Waffe zu entwenden und somit sein Leben zu retten. In der linken Hand hält er seinen Tomahawk. Eine Pfeife auf Gürtelhöhe unterstreicht die Führerschaft Mató Tópes. Wiederum hat er die untere Gesichtshälfte rot bemalt. Deutlich zu sehen sind bei beiden die abgefeuerten und nicht mehr funktionierenden Gewehre. Als Haarschmuck trägt er eine Adlerfeder an einem Band, mit dem er seine Haare bündelte, am Hinterkopf fällt seine Haarpracht bis an die Kniekehlen, wie bereits in der ersten Abbildung.

Im Zentrum der unteren Reihe wird die Aufmerksamkeit auf ein Portrait von Mató Tópe hoch zu Ross gelenkt. Es findet seine Entsprechung bei Catlin und bezieht sich auf einen Angriff der Sioux. Obwohl er selbst lange heftig beschossen und von einem Pfeil verwundet wurde, stellt sich der Mandan dem Feind. Häuptlinge und Krieger zeichneten Mató Tópe aufgrund seiner herausragenden Tapferkeit als Sieger des Kampfes aus²⁰. Es ist die einzige Szene auf der Robe, in der sich Mató Tópe mit seinem Pferd darstellt. Mit großer Präzision und Detailtreue malte er das Zaumzeug mit dem spanischen Ringbiss im Maul des Pferdes, den feinen Kettengliedern, den mit rotem Stoff

¹² Klann 2007: 60-61

¹³ Catlin: Bd. 1, 1973: 149 (Nr. 5)

¹⁴ Bowers 1991: 73

¹⁵ Wied: Bd. 2, 1841: 197

¹⁶ Catlin: Bd. 1, 1973: 151 (Nr. 7)

¹⁷ Klann 2007: 61-62

¹⁸ Catlin: Bd. 1: 154 (Nr. 9)

¹⁹ Wied: Bd. 2, 1841: 298

²⁰ Catlin: Bd. 1, 1973: 154 (Nr. 12)

verzierten Zügeln und einer kleinen Glocke. Wie sich selbst hat er auch das Pferd mit einer Adlerfederhaube ausgestattet, um dessen herausragende Leistung zu dokumentieren. Mató Tópes Gesicht ist mit Augen, Nase und Mund deutlich erkennbar, auch hier mit der rot bemalten unteren Gesichtshälfte. Seinen gesamten Oberkörper verdeckt ein in blau und rot bemalter Schild, mit dem er sich, selbst noch das Gewehr abfeuernd, dem Kugel- und Pfeilhagel entgegenstellt.

Den Abschluss der unteren Reihe bildet ein Kampf Mató Tópes gegen feindliche Cheyenne. Schwer verwundet, blutend und von seinen Begleitern verlassen, stellt sich der Mandan-Krieger dem Gegner ²¹. Die Szene zeigt deutlich, dass es ihm dennoch gelang, einen Cheyenne zu töten. Wie Klann konstatiert, stellte sich Mató Tópe mit den Insignien des Kriegerbundes der jungen Füchse dar, erkennbar an dem mit Adlerfedern verzierten Fuchsfell, das ihm über Brust und Rücken hängt ²². Dieser Bund ist bei Wied für die Mandan nicht belegt, wohl aber für die Hidatsa. In der rechten Hand hält er seine Flinte, die er abschießt, auf der linken Schulter trägt er eine Kugeltasche aus rotem Tuch mit einem daran befestigten Pulverhorn. Wie zuvor malte er sich mit zweifarbigem Leggings, der linke schwarz und der rechte rot. Deutlich erkennbar ist seine Verletzung am linken Bein. Wie in der ersten Szene der oberen Reihe hat er Oberkörper und Arme schwarz bemalt. Seine Haare trägt er über der Stirn zu einem Knoten zusammengebunden, den eine Adlerfeder zierte. Seine Federhaube, die auf seinem Rücken ruht, wie die Pfeife, die horizontal auf Gürtelhöhe gemalt wurde, zeigen seine Führerschaft an. Der Uniformrock aus rotem Tuch und sein Haarschmuck aus einem Kranz beschnittener Rabenfedern mit einer Adlerfeder, deuten darauf hin, dass auch der Cheyenne eine führende Persönlichkeit war.



Mató Tópe wird im Kampf mit einem Cheyenne verwundet.

²¹ Catlin: Bd. 1, 1973: 149 (Nr. 3)

²² Klann 2007: 64

"Viel Feind – viel Ehr"

Mit der von ihm mit herausragenden Heldentaten bemalten Bisonrobe hat Mató Tópe ein biographisches Dokument geschaffen, das sein Renommee als Krieger unvergessen sein lässt. Catlin beschreibt detailliert, wie ihn der über die Grenzen hinaus bekannte Mandan in sein Erdhaus einlud, ihn beköstigte und ihm die bemalte Robe zum Geschenk machte ²³. Mit Hilfe von James Kipp als Übersetzer erläuterte er die einzelnen Szenen und gab Catlin Gelegenheit, diese so wichtigen Ereignisse in seinem Kriegerleben schriftlich festzuhalten. Mató Tópe, der Anführer der Mandan-Krieger, liebte es, sich in der Öffentlichkeit als Mann darzustellen, der sein Leben zum Schutz seines Volkes einsetzte, der es selbst mit einer Übermacht von Feinden aufnahm und der den Kampf mit starken Gegnern als Herausforderung sah, sich unter Beweis zu stellen. Prinz Maximilian zu Wied berichtet, wie ihm Mató Tópe davon erzählte, wie er bei einer Versammlung der Krieger auftrat und mit der Rezitation seiner heroischen Taten alle anderen in den Schatten stellte ²⁴.

In diesem Kontext sind die zahlreichen Verweise in seinen Bildern auf Insignien der Kriegerbünde, Ehrenzeichen und Statussymbole zu verstehen. Sie sind ein sichtbarer Ausdruck seines sozialen Ranges, denn mit seinen erfolgreichen Heldentaten wird seine Identität als Krieger unterstrichen, der sich der Gefahr stellt und bereit ist, sein Leben zu opfern. Die Tatsache, dass er zahlreiche Feinde besiegen konnte, bringt zum Ausdruck, dass Mató Tópe den Schutz geistiger Helfer genoss. Durch Fasten, Beten und Opfern pflegte er die Verbindung mit der unsichtbaren Welt der Geistkräfte. Der Anblick einer bemalten Robe dokumentierte für alle sichtbar die Erfolge und somit den sozialen Rang seines Trägers. Die soziale Kontrolle innerhalb der Klane und Kriegerbünde zwang zur exakten Repräsentation der Ereignisse, wollte man sich nicht vernichtender Kritik und anhaltendem Spott aussetzen.

Die ungeklärte Biographie einer Mató Tópe-Robe

Obwohl Maximilian Prinz zu Wied es nicht überlieferte, liegt doch die Vermutung nahe, dass Mató Tópe auch ihm die mit seinen Heldentaten bemalte Bisonrobe geschenkt hat, eine Ehre, die bereits 1832 George Catlin zuteil wurde.

Eine weitere Robe, deren Bemalung auf Mató Tópe hinweist, befindet sich heute im Historischen Museum der Stadt Bern. Aufgrund der Sammlungsgeschichte lässt sich leider nicht belegen, dass dieses Stück aus der Hand des berühmten Mandan stammt. Dokumentiert ist, dass das Stück von Alphonse Lorenz

²³ Catlin: Bd. 1, 1973: 114-117

²⁴ Wied: Bd. 2, 1841: 295

Schoch (1810-1866) gesammelt wurde, der 1833 in den mittleren Westen auswanderte und seine Geschäfte als Großhändler, etwa für Felle und Bisonhäute, von St. Louis aus führte. 1842 verließ er Nordamerika wieder und ließ sich im schweizerischen Burgdorf nieder. Nach dem Tod seiner Frau kaufte das "Antiquarische Museum" der Stadt Bern Schochs Sammlung, die nach der Eröffnung des Bernischen Historischen Museums 1894 dort eine neue Heimat fand²⁵. Sicherlich verfügte er über Kontakte zu einflussreichen Händlern, die mit Mató Tópe in Verbindung standen und sich häufig in St. Louis, dem Sitz der Amerikanischen Pelzhandelskompanie, aufhielten. Auf diese Weise könnte die Robe in seinen Besitz gelangt sein. Auffallend ist, dass im Zentrum der Bisonrobe aus der Schoch-Sammlung ein geometrisches Sonnenmotiv aus konzentrischen Federkreisen zu sehen ist, wie es traditionell von Frauen gemalt wurde. Die einzelnen Szenen aus dem Leben Mató Tópes wurden vermutlich erst später um dieses Motiv herum aufgemalt – von wem ist ungeklärt²⁶.

Somit ist von den drei Mató Tópe-Roben die Stuttgarter diejenige, die in sehr gutem Zustand erhalten ist und mit ihrer Dokumentation durch den Prinzen zu Wied und den Maler Karl Bodmer eindeutig in ihren historisch-kulturellen Kontext gestellt werden kann. Eine Abbildung der Robe befindet sich sogar im Reisewerk zu Wieds, das zwischen 1839 und 1841 veröffentlicht wurde und aus seinem Tagebuch in zwei Bänden, einem Bildatlas mit 81 Werken Karl Bodmers sowie einer Karte zur Reiseroute bestand. Die Robe bildet den zentralen Blickfang auf Tafel 21, die den Titel "Indianische Geräthschaften und Waffen" trägt. Sie ist umgeben von ethnographischen Objekten, von denen sich viele ebenfalls in der Sammlung des Linden-Museums befinden und die Bodmer mit großer Genauigkeit darstellte. Im Joslyn Art Museum befindet sich darüber hinaus eine Aquarellzeichnung Karl Bodmers, in der die bemalte Bisonrobe als Kunstwerk akzentuiert wird²⁷.

Ebenfalls erhalten ist eine Zeichnung, in der Mató Tópe seinen Kampf mit dem Cheyenne, der von Prinz Maximilian zu Wied schriftlich überliefert ist, mit Bodmers Wasserfarben auf Papier brachte²⁸. Diese Darstellung erschien im Reisewerk als Tafel 22 mit dem Titel "Fac Simile einer indianischen Malerei". John C. Ewers, der sich als Ethnologe am National Museum of History der Smithsonian Institution mit der Erforschung indianischer Malerei beschäftigte, regte eine Diskussion an, indem er die Meinung vertrat, dass der Malstil Mató Tópes einen Stilwandel anzeigte, der auf

den Einfluss von Künstlern zurückzuführen sei, die in der euro-amerikanischen Tradition der Malerei standen, wie George Catlin und Karl Bodmer²⁹. Es lässt sich mit Sicherheit sagen, dass die Indianer, die Catlin und Bodmer beim Malen beobachteten, inspiriert wurden, selbst mit Farben, Formen und Ausdrucksmitteln zu experimentieren. Da Mató Tópe fast täglich die fremden Gäste besuchte und Neuem gegenüber sehr aufgeschlossen war, könnte man die fülligere Darstellung der Personen und des Pferdes im Kontrast zu stilisierter Formgebung auf seine persönliche Begegnung mit den Künstlern zurückführen. Dennoch lässt sich dieser Einfluss nicht eindeutig belegen.

Formgebung und Dekor

Die Mató-Tópe-Robe wurde aus dem Fell einer Bisonkuh gefertigt und zeigt eine sehr gleichmäßige Oberflächenstruktur. Sie hat eine Länge von 212 cm und eine Höhe von 172 cm. Die Malerei und dekorative Zierde befinden sich auf der Fleischseite des Fells. Auf der Rückseite wurde das Fell bis auf kleine Reste entfernt. Vom Spannen der Robe während des Säuberungs- und Gerbungsprozesses zeugen die Schlaufenlöcher. Wie bei einer "split robe", die zum Häuten entlang der Rückenlinie aufgeschnitten wurde, verläuft der Zierstreifen entlang dieser horizontalen Mittelachse. Das dekorative, gelb, dunkelbraun und orange gestreifte Band auf der Mató Tópe-Robe ist 1,5-2 cm breit und wird durch fünf Rosetten unterbrochen, deren Durchmesser zwischen 9,5 und 10 cm liegt. Die mit Sehnenfaden aufgenähten Rosetten, mit ihrem aus gelb, orange und grünblau gefärbten Vogelfederkielen (Quills) appliziertem Muster, werden zudem durch ihren rot eingefärbten Rand betont. Das Zentrum jeder Rosette markieren drei Lederschnüre, deren Enden rot eingefärbt sind. Sie sind derart mit gelbem Quill umwickelt, dass die Verzierung alternierend mit dem Leder ein apertes Muster bildet.

Der Umriss des Kopfes wird durch Strähnen von Pferdehaar betont, die ebenfalls an mit Vogelquill umwickelten Lederbändern befestigt und entlang des Randes eingeknüpft wurden. Um den Kopf herum erfolgte die Umwicklung mit grünblauen Quills, mit nur zwei in gelb. Die Strähnen am unteren Rand, die nahezu alle mit gelben oder orangefarbenen Quills umwickelt sind, zielt am oberen Ende jeweils eine dunkelblaue Handelsperle. Am unteren Rand ist das Vorderbein in fünf Längsstreifen geschnitten, von denen jeder nochmals in zwei, der rechte in drei Streifen gespalten ist. Am Kopf weisen zwei Nähte auf das Verschließen der Augenhöhlen hin. Mit Ausnahme des unteren Randes wurde mit kleinen Schnitten eine Randborte gestaltet.

²⁵ "Alphonse Lorenz Schoch (1810-1866)", Typoskript, Archiv Bernisches Historisches Museum

²⁶ Klann 2007: 60 ff; Psota und Jost 2004: 28-33

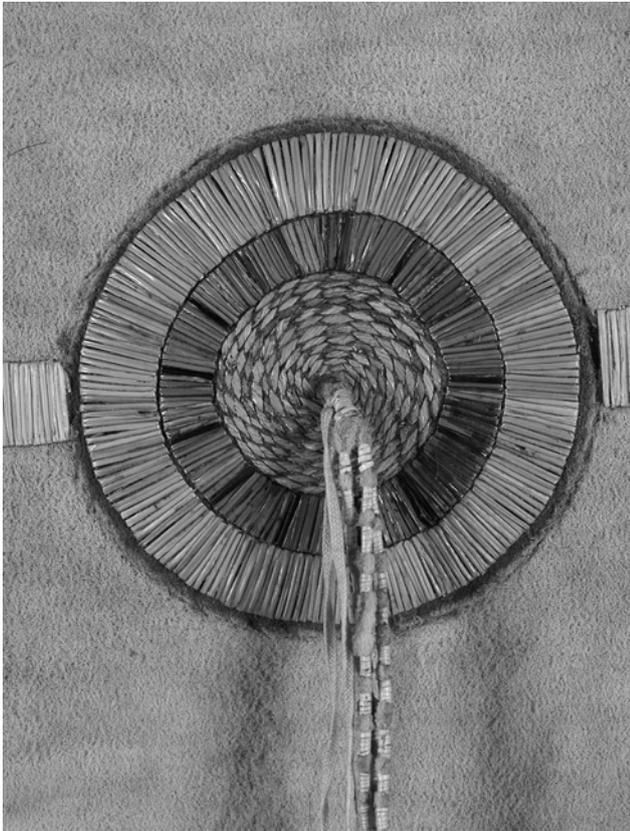
²⁷ Hunt et al. 1984: 327, Abb. 341

²⁸ Hunt et al. 1984: 358

²⁹ Ewers 1957

Prinz Maximilian zu Wied schreibt, dass große Bisonroben zur Ausstattung eines Mannes gehören und dieser damit viel Aufwand betreibe³⁰.

Es ist auffallend, dass die Mató Tópe-Robe des Linden-Museums in ihrer Formgebung und Verarbeitung deutliche Übereinstimmungen mit Mató Tópes "Medizinrobe" im Ethnologischen Museum in Berlin aufweist – beide tragen die Handschrift einer Frau.



Rosettendarstellung auf der Robe.

Wie kam die Mató-Tópe-Robe in das Linden-Museum Stuttgart?

Bereits zu Lebzeiten hatte Prinz Maximilian zu Wied Stücke aus seiner Nordamerika-Sammlung an das Berliner Völkerkundemuseum verkauft, darunter auch eine von Mató Tópe bemalte "Medizinrobe"³¹. In das Linden-Museum Stuttgart gelangte seine Sammlung ethnographischer Objekte erst 1904. Über den Erwerb schreibt der langjährige Kurator des Linden-Museums Dr. Axel Schulze-Thulin: "Schon 1902 berichtet Dr. Karl Graf von Linden von der etwa hundert Nummern umfassenden Sammlung des Prinzen Maximilian zu Wied aus dem Kulturbereich der nordamerikanischen Indianer in einem Seitentrakt des Neuwieder Schlosses, an der die Familie kein Interesse mehr zu haben scheint. Anlässlich des XIV. Internationalen Amerikanisten-

kongresses (1904) wird die Sammlung von Graf von Linden nach Stuttgart geschafft, um restauriert und für längere Zeit im ethnographischen Museum ausgestellt zu werden"³². Im Inventarbuch wird das "Geschenk des Prinzen Maximilian zu Wied" im Juli 1904 erfasst und die Mató Tópe-Robe erhält die Inventarnummer 36125. Im gleichen Jahr besichtigten der König und die Königin von Württemberg in Begleitung ihrer Tochter und des zukünftigen Schwiegersohnes, dem Erbprinzen zu Wied, die Ausstellung. 1904 zeigte man die Exponate in einem Gebäude unweit des heutigen Linden-Museums, das erst 1911 eröffnet und nach seinem Gründer Karl Graf von Linden benannt wurde, der wenige Monate vor Fertigstellung verstorben war³³.

Die Mató Tópe Robe gehörte von Anfang an zu den Highlights aus aller Welt, die im Linden-Museum zu bewundern waren. Da die Sammlungen während des Zweiten Weltkrieges an abgelegene Orte außerhalb Stuttgarts ausgelagert wurden, konnte der Kriegsverlust relativ gering gehalten werden. So haben Museumsbesucher auch heute Gelegenheit, sich an den von Prinz Maximilian zu Wied in Süd- und Nordamerika gesammelten Objekten zu erfreuen. Da Farbpigmente sehr sensibel auf Licht reagieren und rasch verblassen, werden Exponate wie die Mató Tópe-Robe mit einer Lichtstärke von maximal 50 Lux beleuchtet. Zudem wird darauf geachtet, dass die Luftfeuchtigkeit konstant bei 50-55 % und die Temperatur bei ca. 20° C gehalten wird.

Mató Tópes Nachfahren



Fürst Friedrich Wilhelm zu Wied mit indianischen Gästen im Jahr 1998.

Als im Sommer 1998 Fürst Friedrich Wilhelm zu Wied zusammen mit Mandan und Hidatsa das Linden-Museum besuchte, um Objekte seines Großonkels zu sehen, wurden die indianischen Gäste erstmals auf die Objekte aufmerksam, die Prinz Maximilian zu Wied in

³⁰ Wied: Bd. 2, 1841: 113

³¹ Bolz und Sanner 1999: 74 und 77

³² Schulze-Thulin 1987: 11

³³ Württembergischer Verein für Handelsgeographie 1905: XL

den 1830er Jahren nach Deutschland gebracht hatte. Es war dies der Beginn einer Kooperation, in deren Verlauf die Ausstellung "Im Fluss der Zeit. Mandan, Hidatsa, Arikara; Indianer am Oberen Missouri" entstand, mit gemeinsam entwickelter Konzeption³⁴. Die von Prinz Maximilian zu Wied gesammelten Gegenstände weckten schmerzhaft Erinnerungen an verheerende Katastrophen wie die verheerende Pockenepidemie von 1837, deren Opfer auch Mató Tópe wurde, an mehrfache Umsiedlungen, wie zuletzt 1954, als ihre Häuser und Gärten durch den Bau des Garrison Staudamms in den Fluten des Missouri verschwanden. Aber es wurde auch der unvorstellbar große Überlebenswillen der Menschen gewürdigt, die sich immer wieder eine neue Basis schafften und den Glauben an die Zukunft nicht aufgaben. Eine Eigenschaft, die auch Mató Tópe kennzeichnete. So betonten seine Nachfahren seine seelische und geistige Stärke, seine Fähigkeiten als Krieger, seine spirituellen Kräfte und sein soziales Engagement zum Wohl der Gemeinschaft. Gerade heute brauche es wieder solche Vorbilder, die fähig seien, der jungen Generation Orientierung zu geben und soziale Werte zu fördern³⁵.

In diesem Kontext ist die Sammlung des Prinzen zu Wied von unschätzbare hoher emotionaler Bedeutung, da die Objekte unmittelbarer Ausdruck der gelebten traditionellen Wertvorstellungen sind. Viele Mandan und Hidatsa sehen die Mató Tópe-Robe als sichtbaren Ausdruck seiner Errungenschaften, seines Mutes, Glaubens und Einsatzes. Somit fordert die Robe dazu auf, sich an Mató Tópe und seine Heldentaten zu erinnern – ein Wunsch des angesehenen Mandan-Kriegers, der in Erfüllung ging.

Bibliographie

Bolz, Peter und Sanner, Hans-Ulrich

1999 Indianer Nordamerikas. Die Sammlungen des Ethnologischen Museums Berlin. Berlin.

Bowers, Alfred W.

1950 Mandan Social and Ceremonial Organization. Moscow, Idaho 1991 (1950).

Catlin, George

1844 Letters and Notes on the Manners, Customs, and Conditions of North American Indians. Vol. 1. New York 1973 (1844).

Ewers, John C.

1957 Early white influence upon Plains Indian painting: George Catlin and Carl Bodmer among the Mandan, 1832-1834. Smithsonian Miscellaneous Collections, 134 (7). Washington.

Gwinn, Lyle

2003 Memories of Four Bears. North Dakota History 2003: 32-36.

Hunt, David C. et al. (Hrsg.)

1984 Karl Bodmer's America. Joslyn Art Museum, Omaha (Nebraska).

Klann, Kilian

2007 Mató-Tópe: Chief der Mandan. Künstler, Regemacher und Freund der Weißen. Wyk auf Föhr.

Moulton, Gary E. (Hrsg.)

2002 The Journals of the Lewis and Clark Expedition, by Meriwether Lewis and William Clark. Lincoln.

Psota, Thomas und Jost, Susanne Christina

2004 Indianer und Europäer. Begegnungen in der Neuen Welt. Bern, S. 28-33.

Schierle, Sonja

2000 Im Fluss der Zeit. Mandan, Hidatsa, Arikara; Indianer am Oberen Missouri. Vernissage, Nr. 20/00, 8. Jahrgang 78.

Schulze-Thulin, Axel

1987 Indianer der Prärien und Plains. Reisen und Sammlungen des Herzogs Paul von Württemberg (1822-24) und des Prinzen Maximilian zu Wied (1832-34) im Linden-Museum Stuttgart, 2. Auflage. Stuttgart.

Wied, Maximilian Prinz zu

1839-41 Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834. Zwei Textbände mit 33 "Vignetten" und ein Bildatlas mit 48 großformatigen "Tafeln" von Karl Bodmer. Coblenz.

Württembergischer Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande

1905 Jahresbericht 1901-1904. Stuttgart.

Dr. Sonja Schierle, Linden-Museum Stuttgart, leitet als Ethnologin die Abteilungen Nordamerika und Museumspädagogik. Als Kuratorin der Nordamerika-Sammlung verfügt sie über Erfahrung in der Bearbeitung der Sammlungsobjekte und Gestaltung von Ausstellungen zu den Kulturen der nordamerikanischen Indianer und Inuit.



Gail Baker (Mandan/Hidatsa) 2000 in Stuttgart.

(Fotos: Anatol Dreyer, Linden-Museum Stuttgart)

³⁴ Schierle 2000

³⁵ persönliche Kommunikation 1998-2000; Gwinn 2003

Bison – Supermarkt der Prärie

Frank Langer

"Stammeskaufhaus, Bau- und Möbelmarkt, Drogerie und Supermarkt in einem." So beschreibt Tom McHugh treffend die Bedeutung des Bisons für die Prärie- und Plainskulturen. Ihr Leben war vollständig auf den Bison ausgerichtet und das Schicksal von Mensch und Tier ist bis heute untrennbar miteinander verbunden. So ist seit jeher der Bisonschädel der Altar an dem die heilige Pfeife lehnt und mit dem Wachstum der Bisonherden auf Stammesland, erwacht auch zunehmend das Bewusstsein für das kulturelle Erbe.

"... a tribal department store, builder's emporium, furniture mart, drugstore and supermarket rolled into one ..." In this way Tom McHugh aptly described the importance of the bison for the Prairie and Plains cultures. Their life was completely aligned with the bison, and the fate of human being and animal is inseparably connected to this day. So the bison-skull is always the altar on which leans the holy pipe, and with the expansion of the bison herds on tribal land, an increasing awareness of cultural heritage is also being awakened.

"Grandes almacenes, almacén de materiales para la construcción, tienda de muebles, droguería y supermercado todo junto." Así describe Tom McHugh acertadamente la importancia del bison para las culturas de la pradera. Sus vidas estaban supeditadas por el bison y el destino del hombre y del animal han estado asociados uno al otro hasta la fecha. Por este motivo y desde siempre el cráneo del bison fue el altar, en el cual apoyaban la pipa sagrada. Con el crecimiento de las manadas de bisontes en la tierra de estas tribus, también fue despertando la conciencia por la herencia cultural de los indios.



Bisons im Wind Cave Park (USA). Mitten in einer Präriehundkolonie ruht eine Bisonherde. Wachsamkeit auf beiden Seiten – ein Halbstarker der Bisons und ein Präriehund wachen Seite an Seite. So können sie sich bei Gefahr gegenseitig warnen.

"Bisons sind einfach Ehrfurcht gebietend! Die Kraft und die Stärke in dieser sozialen Struktur zu spüren – das macht es einfach noch bedeutungsvoller." Eine Weisheit von Fred DuBray, er muss es wissen, denn er ist Bisonmanager der Cheyenne River Sioux und maßgeblich für die Rückkehr der Bisons auf den Reservationen der Indianernationen verantwortlich. Über 70 Stammesnationen hat er schon von den Vorzügen der Bisonzucht überzeugt.

Mit den Bisons kehren auch der Glaube an die Naturreligion und der verantwortungsvolle Umgang mit Umwelt, Tier und Mensch zurück.



Auge in Auge – Jäger und Beute stehen sich gegenüber.

Jay Red Hawk (Dakota-Sioux) meint dazu: "Es war die Regierung der USA, sie konnten die Indianer (im 19.Jhd.) nicht besiegen, so kamen sie auf die Hinterlist 'Wenn ihr die Präriestämme ausrotten wollt, dann tötet die Bisons!' Sie haben's mit Absicht gemacht! Sie ermordeten zuerst unsere Verwandten und dann töteten sie uns. Die Zahl der Bisons bestimmt wie viele Prärieindianer es gibt..."

Wenn wir einen Bison töten, dann geht er in die Welt der Geister und dort trifft er auf die anderen Bisons. Er erzählt ihnen, ob wir sie gut behandeln oder nicht. Wenn wir sie gut behandeln, sagen sie – geh' zurück und werde wiedergeboren und ernähre die Menschen, so dass sie leben können.

So ist das, gibt es viele Bisons – so gibt es auch viele von uns. Daher gab es lange Zeit wenige Bisons und wenige Prärieindianer. Aber nun kehren die Bisons zurück und die Prärieindianer kommen zurück!



Bisonjagd – Skulpturen: "Tatanka – The Story of the Bison" (USA).

Wir müssen den Bison jagen und respektieren. Alle unsere Zeremonien durchführen und beten, so das er immer wieder zurückkommt und uns ernährt."



Bisonherde unterwegs im Custer State Park (USA).



Bisonjagd mit Speer, Pfeil und Bogen auch wieder im 21.Jhd.

Vollständige Verwertung

Die Kultur der Prärie- und Plainsindianer ist ohne die einst riesigen Bisonherden nicht vorstellbar. Sie nutzten die erlegten Bisons optimal.

Verarbeiten der Felle

War der Bison erlegt, kamen die Frauen, zogen das Fell ab und zerlegten das Tier in transportable Stücke.

Der Mann war für die Jagd und die Sicherheit der Familie zuständig. Meist hatte der Mann mehrere Frauen, da fast alle Arbeit die Aufgabe der Frauen war.

Nur viele Frauen konnten viele Felle für den Handel aufbereiten und steigerten so den Reichtum der Familie, auch wurden die Handelswaren der weißen Händler immer beliebter und konnte nur mit vielen Fellen bezahlt werden. Ein Mann heiratete meist mehrere Schwestern seiner ersten Frau, dadurch wurde Streitigkeiten vorgebeugt, da sich die zusammen aufgewachsenen Frauen von Haus aus gut verstanden. Den Frauen gehörten auch die Zelte der Familie, das hieß aber auch, das sie sie selber fertigten, ausbesserten, sowie auf- und abbauten, wie auch transportfertig machten.



Wanaunsapi Tiyospaye – die Bisonjäger Familie im "1840-Camp".



Jay RedHawk vor einem Tipi aus Bisonhäuten.

Für ein Zelt wurden ca. 15 Bisonhäute zusammen genäht und in die typische kegelförmige Form des Tipis geschnitten. Für die Herstellung eines Tipi waren viele Arbeitsstunden notwendig, da die zottelige Bisonwolle entfernt werden musste, und auf der Fleischseite mussten alle Fleischreste und die Talgschicht weggeschnit-

ten werden – dazu gehörte viel Kraft und Geschicklichkeit, damit keine Löcher in der Bisonhaut entstanden, dazu später genaueres. Meist wurde die Haut von Bisonkühen verwendet, da diese etwas feiner als die der Bullen war. Auch die abgeschabte Wolle wurde z.B. als Füllung für Kissen verwendet.



Bearbeitung einer Bisonhaut im "1840-Camp".

(1) Es gibt viele verschiedene Gerbverfahren, die Indianer gerbten meist mit Gehirnmasse und Fett vom Bison. Die Hirngerbung ist eine "unechte" Gerbung, man spricht hier von einer Fettgerbung, die Hautfasern werden praktisch durch Fett nur auseinander gehalten. Würde man das Leder öfters waschen würde das Fett ausgespült und das Leder hart werden. Bei dem Räuchern der hirngerbten Haut werden die Fasern verändert und die Haut ist waschbar. Die Hirngerbung war wohl einer der verbreitetsten Gerbmethode die sich weit in unsere Zeit hineinstreckte bis Maschinen und Chemie die Gerbung übernahm. Die Häute wurden hauptsächlich in Rahmen mit der Trockenschabmethode bearbeitet, vor allem wenn Bisonfelle mit Haaren z.B. für Bisonroben gegerbt wurden. Hätte man diese in Wasser getaucht, wären sie viel zu schwer geworden um noch gehandelt zu werden.



Entfernen der Bisonwolle – Schaben der Fellseite.

Schon beim Häuten gehen die Indianerinnen mit Vorsicht vor, denn es ist wichtig beim Abziehen nicht

in die Haut zu schneiden, denn beim Abschaben besteht dann die Gefahr, dass man mit dem Schaber in diesen Schnitt fährt und dann beim Weiterverarbeiten ein riesiges Loch entsteht. Als nächstes wird das Fell über einen Baumstamm (Gerbbaum) gelegt und mit einem Schaber die Fleischseite grob von Fleisch, Fett und Bindhautgewebe befreit.



Schaben der Fleischseite.

Nun wird das Fell ca. 3 Tage in Asche gelegt, in einen stabilen Holzrahmen gespannt, dann auf der Fellseite die Bisonwolle abgeschabt und auf der Fleischseite die Unterhaut. Dann wird die Hirnmasse gekocht und abgekühlt, aber noch warm auf beiden Seiten in die Rohhaut einmassiert. Die aufgetragene Masse lässt man einziehen. Nun muss die Haut trocknen, dabei muss die Haut durch ziehen immer in Bewegung gehalten werden, bis die Haut trocken und weich ist.

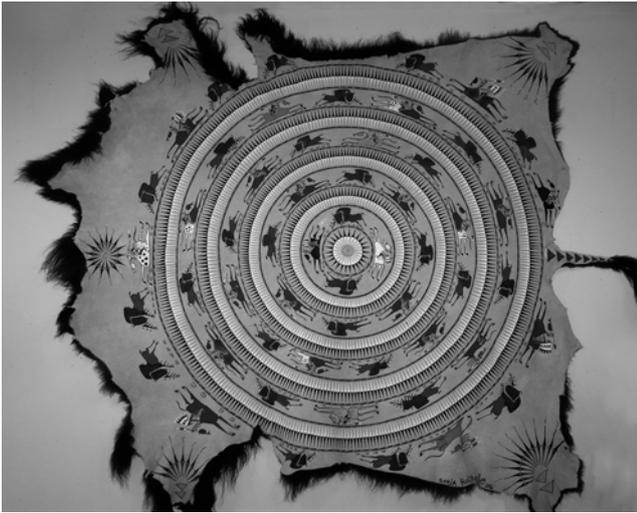
Zum Schluss wird die Haut geräuchert, um sie zu imprägnieren.



Im Tipi – Babytrage, Lederschüssel, Rohhauttaschen, u.v.m.

Häute z.B. für Beutel oder Babykleidung wurden durch ausgiebiges Kauen noch weicher gemacht, meist wurde hierfür die Felle von Bisonkälbern verwendet. Für Winterkleidung und Bisonroben blieb das wär-

mende Fell an der Haut, die Rückseite musste aber auch wie oben beschrieben bearbeitet werden, zudem musste das Fell nach dem Gerben ausgiebig gebürstet werden. Die Fellseite wurde im Winter wärmend auf der Haut getragen, die Innenseite des Felles also nach außen. Reichhaltig bemalt – meist mit den eigenen Heldentaten – und oft auch mit Quillts aus Stachelschweinborsten verziert waren diese Roben der Stolz der Männer. Frauen hingegen bemalten ihre Umhänge mit geometrischen Mustern.



Bisonrobe – bemalt im Design von Sonja Holy Eagle.

Später tauschte man bei Händlern bunte Glasperlen ein, diese Seedbeads kamen immer mehr in Mode – sie ersetzten die Quillts aus gefärbten bearbeiteten Stachelschweinborsten und wurden zu bunten Mustern verstickt.

Die so entstandenen Kleidungs- und Alltagsgegenstände prägen heute noch das klischeehafte Bild des Prärieindianers und wird meist auf alle Kulturen nord-amerikanischer Indianer projiziert.



"Lakota Warshirt" – Typisches Hemd eines Prärieindianers.

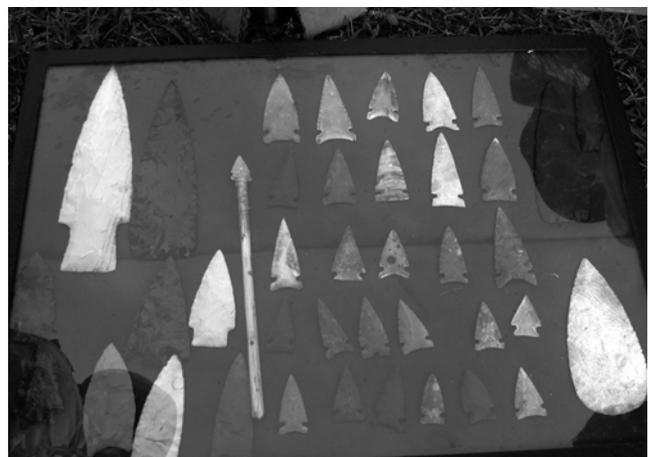


Pfeifenbeutel, Parfleches und eine bemalte Bisonhaut im Tipi.

Bisonhäute wurden auch zu Rohhäuten verarbeitet, d.h. die getrocknete felllose Haut wurde sehr hart. Sie wurde zugeschnitten und zu Satteltaschen (Parfleches) und Truhen zusammengenäht. Ebenfalls mit geometrischen Mustern bunt bemalt dienten sie als "Schränke" im Tipi und als "Koffer" beim Transport der Habseligkeiten bei der Weiterreise.



Flintknapping – der gezielte Schlag zu einer scharfen Klinge.



Pfeil- und Speerspitzen aus verschiedenem Gestein.

Solange die Indianer noch keine Messer von Händlern getauscht hatten, benutzten sie für Schneid- und Schabarbeiten Steinklingen, meist aus Obsidian – einem glasartigen, schwarzen Vulkangestein, bei dem durch gekonntes Abschlagen skalpellscharfe Klingen entstanden. Auch Pfeilspitzen entstanden aus diesen Steinen, ebenfalls durch gekonnten Abschlag. Geeignete Splitter wurden z.B. mit einer Hirschgeweihspitze als Werkzeug und Leder als Unterlage fein bearbeitet, bis zur vollendeten Pfeilspitze, die in wiederum viel Arbeitszeit an treffsicheren Pfeilen Verwendung fand.

"Als Gott den Bison schuf, hat er ihm Kraft eingeflüßt, und wenn du sein Fleisch isst, geht diese Kraft in dich über. Das Fleisch heilt den Körper und den Geist."

Les Ducheneaux (Cheyenne River Sioux)

Bison als Nahrungsquelle



Jerky traditionell auf einem Gerüst in der Sonne trocknend.

War die Bisonjagd beendet, waren alle Tiere zerlegt und verteilt – dann gab es so lange wie möglich Bisonbraten in allen Variationen und auf verschiedene Art zubereitet. Da wurde gegrillt und gebraten am offenen Feuer. Gekocht wurde auf Indianerart, dazu banden Indianerfrauen ein geeignetes Stück Bisonhaut, evtl. einen Bisonpansen, an vier Stangen und füllten in die aufgehängte Haut Wasser, Bisonfleisch oder Fleisch von anderen Tieren, Kräuter, Gemüse- und Wurzelwerk. Auf dem Feuer wurden Steine erhitzt und dann vorsichtig in den Kochbeutel geworfen – dann begann der Bioneintopf brodelnd zu kochen und zu garen. Wenn dieser "Kochtopf" undicht wurde, dann aß man ihn einfach auf und ersetzte ihn durch einen neuen.

(2) Eine weitere spezielle Art, das Fleisch zu garen, erfolgte unter der Erde. Dazu hob man eine kesselgroße Grube aus und legte zuerst heiße Steine oder glimmende Aschen hinein, dann kamen in Bisonhaut gewickelte Fleischstücke darauf. Nun wurde alles mit einem Bisonfell oder Decken abgedeckt und eine Erdschicht darüber verteilt. So garte das Fleisch langsam viele Stunden und wurde besonders zart. Diese Methode wird auch heute noch angewandt, allerdings wird das Fleisch nun in Alufolie verpackt.

Es wurde aber schnell damit begonnen, das Fleisch haltbar zu machen und Vorräte anzulegen. Das sah dann etwa so aus: Indianerfrauen sitzen im Tipi aus Bisonleder und schneiden Bisonfleisch in Streifen. Am nächsten Tag hängen diese Fleischstreifen an Holzgestellen, um an der Sonne zu trocknen. Die so entstan-

denen Bisonchips sind nun länger haltbar und dienen als leicht transportabler Proviant z.B. für Jagdtrupps.



Bisonmagen als "Kochtopf".

Auch heutzutage kann man dieses Dörrfleisch unter dem Namen "Jerky" wieder kaufen und genießen.

Aber dieses getrocknete Bisonfleisch wird auch zu Pemmikan (aus der Sprache der Cree, bedeutet "Fettfleisch") verarbeitet: Mit Steinen zu Fleischmehl zerkleinert, mit flüssigem Fett, Knochenmark und getrockneten Beeren gut vermischt, wird die so entstandene Masse in Bisonblasen gefüllt – Monate haltbar. Das Pemmikan war der Wintervorrat – Protein-, Vitamin- und Kalorienbombe in einem, unentbehrlich für die harten Winter in der Prärie.

Zur Vorratshaltung im Winter wurden auch kleine Erdgruben ausgehoben – in Bisonlederschüsseln wurden darin Fleisch, Obst, und Gemüse wie in einem Kühlschrank frisch gehalten.

Auch andere zerkleinerte Fleischmischungen wurden wie bei uns als Wurst in Biondarm gefüllt. Sogar Darm- und Labmageninhalt wurden getrocknet und als Medizin verwendet, denn die Bisons nehmen beim Grasens bevorzugen verschiedenste Kräuter auf und diese Mischung ergab einen gesunden Kräutermix. Um sich fit zu machen, standen sich zwei Krieger gegenüber, hielten einen Biondarm zwischen den Zähnen und begannen, sich zur Freude des Publikums bis zur Mitte durchzuessen, bis sich schließlich ihre Nasen berührten.

Was aus dem Bison alles wurde

In den nahezu baumlosen Plains- und Prärielandschaften gab es kaum Brennholz. Aber der von Millionen Bisons produzierte Biondung lag massenhaft getrocknet auf den dünenförmigen Grashügeln zum Einsammeln bereit. Dieser Biondmist war der Brennstoff der Bisonjäger.

Aus Biondhörnern wurden Löffel und Becher gefertigt. Aus Blut, Leber und der Galle wurden Farben

hergestellt - vermischt mit bunter Erde entstanden so
Zahlreiche verschiedene Farben.



Die dicke Nackenhaut wurde bevorzugt für Schilde und Mokassinsohlen verarbeitet.

Strike a Light Backs: Diese Täschchen aus weichem Bisonkalbleder waren sehr verbreitet und dienten zur Aufbewahrung von Feuerstahl und Flint sowie anderer kleiner Dinge. Meist waren sie mit Quill- und/oder Perlenstickerei verziert. Auch Medizintäschchen wurden aus weichem Bisonkalbleder gefertigt und mit einer Lederschnur zum Umhängen versehen.

Bequillte Medizinbällchen wurden aus Bisonleder gefertigt, und meist halbseitig mit Stachelschweinborstenstickerei besetzt oder mit Seedbeads (Glasperlen) bestickt. Auch die Fransen wurden mit Quilltummwicklung versehen. Die Bällchen wurden mit Kräutern gefüllt.

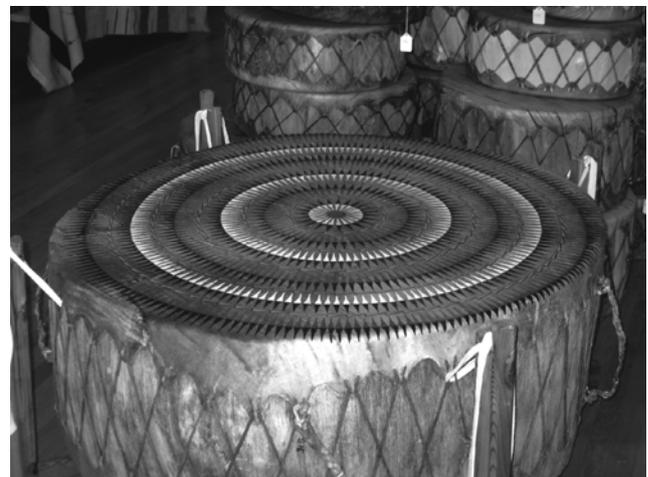
Parfleches wurden aus indianisch zugerichteter Bisonrohhaut geschnitten und mit Pigmentfarben in stammestypischen Mustern bemalt. Diese Falttaschen wurden in der Regel paarweise hergestellt und als Satteltaschen auch so verwendet.

Rohhautboxen, Taschen und -behälter wurden ebenfalls aus zugerichteter Rohhaut gefertigt und mit Erdfarben in stammestypischen Mustern bemalt.

Die Hufe wurden zu Rasseln verarbeitet, oder sie wurden zu Leim gekocht. Leim wurde auch aus Bisonhaut gekocht, dieser Klebstoff war wasserlöslich. Der Bisonpannen wurde zum Wassereimer oder zum Kochtopf.

Bison-Beinsehnen sind bandförmig gewachsen (ca. 25 cm lang und ca. 1,5 cm breit sowie ca. 0,6 cm dick). Als solider Belag für einen Bogen wurden ca. 8 Stück verwendet. Ähnlich wie Glasfaser an Sportbögen sorgten sie für Stabilität und Flexibilität. Die Sehnen vom Rücken wurden als Nähgarn verwendet. Bogensehnen wurde dem Dünndarm des Bisons gemacht. Aus geeigneten Knochen wurden Schaber, Stifte, Messer, Nähnadeln, Pfeil- und Speerspitzen. Schulterblätter wurden als Schaufeln benutzt und auf mit Riemen zusammengebundenen Rippenknochen fuhren die Kinder im

Winter Schlitten. Die Riemen und Gurte wurden natürlich ebenfalls aus ungegerbter Bisonhaut geschnitten. Die Mandan-Indianer bauten sogar ihre sogenannten Bullboote aus Bisonhaut. Sogar die Geschichte der Prärieindianer wurde auf Bisonhaut festgehalten. In diesen Wintererzählungen wurden für jedes Jahr, dargestellt in einem Bildzeichen, ein prägnanter Vorfall dargestellt. Das konnte eine Pockenepidemie sein, aber auch der Tod eines bekannten Stammesmitglieds oder ein spektakulärer Vorfall. Diese Jahreslisten umfassten mehrere Jahrzehnte und einige sogar fast hundert Jahre. Meist wurden sie spiralförmig von innen nach außen auf eine Bisonhaut gemalt. Vor Kontakt mit weißen Händlern mit einem geeigneten Bisonknochen und aus Sand, Pflanzensäften oder Tiersekreten gemischten Farben, später auch mit von Händlern gekauften Farben und Pinseln.



Powwowtrommel – bemalt von Sonja Holy Eagle (Lakota).

Das alles sind nur Beispiele von der vielfältigen Nutzung des Bisons, auf dem Bild oben kann man weitere Beispiele finden und wer weiter recherchiert, findet bestimmt noch einmal soviel um einen weiteren Artikel damit zu erstellen. Aber eins hat uns dieser kleine Bericht deutlich gemacht, so romantisch wie in vielen Büchern und Filmen dargestellt war diese "gute alte Zeit" bestimmt nicht. Harte Arbeit und viel Entbehrungen prägten das Leben. Zum einen befanden sich die Indianer meist im Kriegszustand mit der Armee und feindlichen Indianerstämmen, kämpften um ihr Land oder waren auf der Flucht, oft mussten sie ihre Habseligkeiten und Vorräte zurücklassen. Zum anderen kamen die Bisonherden nicht zeitig in die Jagdgründe – es kam zunehmend zu Hungersnöten, denn die Herden wurden in relativ kurzer Zeit von kommerziellen Bisonjägern bis an den Rand der Ausrottung bejagt.

Zum Schluss lassen wir noch einmal Fred DuBray zu Wort kommen, wie er Vergangenheit und Zukunft der Präriestämme und Bisons sieht – ich glaube treffender könnte man es nicht formulieren!?

"Ich glaube nicht, dass die Bisons ohne die Hilfe der Stämme existieren können. Und die Stämme können nicht ohne die Hilfe der Bisons existieren. Das ist einfach die Realität. Was auch immer passiert, wir werden beide verbunden sein, denn wie die Alten sagen: 'Wir sind ein und das Selbe, unsere Leben sind miteinander verschränkt wie Zwillinge – schon seit dem ersten Tag!'"

Literaturhinweise:

Tom McHugh – The Time of the Buffalo (1972)
 Charles "Bam" Brewer – To Kill A Buffalo (2003)
 Matt Richards – Deerskins into Buckskins (2004)
 Helmut Ottinger und Ursula Reeb – Gerben. Leder und Felle (2004)
 John McPherson – Indianische Hirngerbung
 Maja Nielsen – "Indianer" mit Henry Red Cloud auf Spurensuche (2007)
 GEO Nr. 3/1983
 Amerika 1492-1992 Neue Welten - Neue Wirklichkeiten / Ausstellungskatalog (1992)
 Abenteuer Natur Nr. 6/1994
 P.M.-History Nr. 5/2000

National Geographic Nr. 9/2004
 AmerIndian Research 2/2006, 1/2007

Filmhinweise:

Die Bison kehren zurück – Eine Vision geht in Erfüllung (Doku von Dirk Schröder, D2004, 12 min.)
 Die Rückkehr der Bisons (Doku von Judith Dwan Hallet, D2004, 45min.)
 Buffalo Boys – Die Rückkehr der Bisons (Doku, D2006, 45min.)
 Die Rückkehr der Büffel (Doku, USA/D2007, 43min)

Bilder:

© Ambros Göller www.ambros-goeller.de mit freundlicher Erlaubnis von Sonja Holy Eagle www.dakotadrum.com, Daynetta Bald Eagle, Jim deLuca www.geocities.com/wanaunsapi_tiyospaye und Jay Red Hawk www.bringbackthebow.com.

weitere Quellen:

- (1) Danke an Fabian Mayer www.hirngerbung.de für die Beratung zu indianischer Hirngerbung!
- (2) Danke an Roswitha Freier www.singinghorse.net für das Bisonrezept "Garen in der Grube"!



Lakota (Sioux) Kultur- und Landschaftsreisen durch die heiligen Black Hills, das Pine Ridge Indianerreservat und die majestätischen Badlands in South Dakota, USA

„Chante Et'a'n“, in der Lakotasprache „vom Herzen“, bedeutet eine Begegnung mit den Welten einer beinahe verlorenen Lebensart und der heutigen Realität, mit all ihren Kontroversen und Perspektiven, bedeutet in einer unvergleichlich schönen Landschaft, soziale Probleme, sensible wunderbare Menschen, den „American way of life“ kennenzulernen und die Herausforderung anzunehmen, an deren Versöhnung teilzuhaben.

Bereits seit 1995 führt Charly Juchler erfolgreich seine Lakota Kultur- und Landschaftsreisen, in enger Zusammenarbeit mit Freunden, Organisationen und Institutionen durch. Das große Interesse und die bisher durchgeführten Reisen zeigen, dass er in die richtige Richtung hin arbeitet.

Auch für 2009 sind, neben einer Themenreise, vier Touren geplant.

Termine: 16. Mai - 30. Mai 2009, 10. Juni - 27. Juni 2009, 04. Juli - 25. Juli 2009, 06. Sept. - 24. Sept. 2009, 03. Okt. - 17. Okt. 2009

Weitere Informationen zu Charly Juchler und zu den Reisen selbst unter: www.chanteetan.com



1873: Der Angriff der US-Kavallerie auf die mexikanischen Kickapoo

Rudolf Oeser

Rücksichtslos vertrieb das Vordringen der Weißen zahlreiche indianische Stämme in unwegsame Gebiete. Für die Kickapoo, die einst das östliche Waldland Nordamerikas bewohnten, endete die Vertreibung erst hinter der mexikanischen Grenze. Wie als Ironie der Geschichte überfielen sie von dort aus texanische Rancher und raubten ihr Vieh. Um sie unter "sichere" Kontrolle zu bringen, überquerte das 4. US-Kavallerieregiment 1873 die mexikanische Grenze und zerstörte die Kickapoo-Dörfer. Viele Kickapoo sahen sich schließlich veranlasst, in eine Reservation im Indian Territory, das spätere Oklahoma, überzusiedeln.

The reckless advance of whites drove many Indian tribes into desolate regions. For the Kickapoo, who once lived in the eastern Woodlands of North America, their expulsion ended just beyond the Mexican border. In an irony of the history, from there they raided Texan ranchers and robbed their livestock. To bring them under "secure" control, the 4th US Cavalry regiment crossed the Mexican border in 1873 and destroyed the villages of the Kickapoo. Many of the Kickapoo saw themselves compelled to settle in the Indian Territory, later to become the State of Oklahoma.

A consecuencia del avance desconsiderado de los blancos, numerosas tribus indias fueron expulsadas a áreas agrestes. Para los Kickapoo, que poblaban antaño el terreno selvoso del este de América del Norte, la expulsión no terminó hasta detrás de la frontera mejicana. Como si fuera una ironía de la Historia asaltaron desde allí ganaderos tejanos y robaron sus ganados. Para ponerles bajo control con toda seguridad, el cuarto regimiento de caballería estadounidense atravesó la frontera mejicana en 1873 y destruyó los pueblos de los Kickapoo. Muchos Kickapoo se vieron obligados a trasladarse a una reserva india en el "Indian Territory", el Oklahoma de hoy.

Colonel Mackenzie



Abb. 1:
Col. Ranald S. Mackenzie hatte sich im Bürgerkrieg als tapferer Offizier bewährt und war später Kommandeur des 4. Kavallerieregiments.

Colonel Ranald S. Mackenzie hatte mit seinem 4. US-Kavallerieregiment den ganzen Sommer 1872 gegen die Comanche im westlichen Texas gekämpft und dabei wichtige Erfahrungen im Umgang mit den flexiblen und geschickten indianischen Gegnern gesammelt. Es konnte nur noch eine Frage kurzer Frist sein, würde man die Comanche für immer aus Texas und in eine Reservation ins Indian Territory, das heutige Oklahoma, vertrieben haben. Die Feldzüge des Jahres 1872 hatten die Truppe jedoch erschöpft und der Nachschub im dünn besiedelten Land mit seinen schlechten Verkehrsverbindungen war nicht im erforderlichen Maße aufrecht zu erhalten, um den Kampf sofort fortsetzen zu können. Das Regiment zählte no-

minell knapp über 900 Offizieren und Soldaten, doch gab es zahlreiche Kranke und die Gefechtsstärke an berittenen Männern betrug nur etwas über 500 Mann.

Mackenzie begab sich im Oktober 1872 nach San Antonio, um mit General C. C. Augur, den Kommandanten des Departments of Texas, die Maßnahmen des folgenden Jahres zu beraten. Ft. Concho sollte Ausgangspunkt der Kämpfe gegen die Comanche sein und unmittelbar vor Weihnachten 1872 erfolgte die Umverlegung des Regiments-Hauptquartiers von Ft. Richardson nach Ft. Concho.

Die texanisch-mexikanische Grenze

Doch es sollte ganz anders kommen. General William T. Sherman, der Oberkommandierende der US-Armee, hatte sich mit dem Präsidenten Ulysses S. Grant beraten und übermittelte am 5.2.1873 an General Augur folgenden kurzen Befehl:

"Der Präsident wünscht, dass Sie ihre Aufmerksamkeit den Angelegenheiten an der Rio-Grande-Grenze schenken, insbesondere um die Überfälle von Indianern und Mexikanern auf Personen und Besitztümer im südlichen und westlichen Texas zu verhindern.

Um diese Übergriffe zu beenden, möchte er das 4. Kavallerieregiment an diese Grenze verlegt wissen ... Der Fakt, dass der junge und unternehmende Col. Mackenzie dem Regiment seinen eigenen aktiven Charakter vermitteln wird, hat den Präsidenten zweifellos beeinflusst, als er dieses Regiment für den Einsatz am Rio Grande bestimmte."

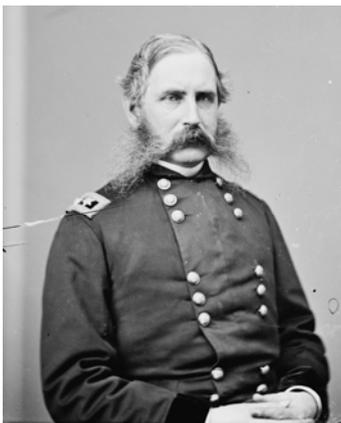
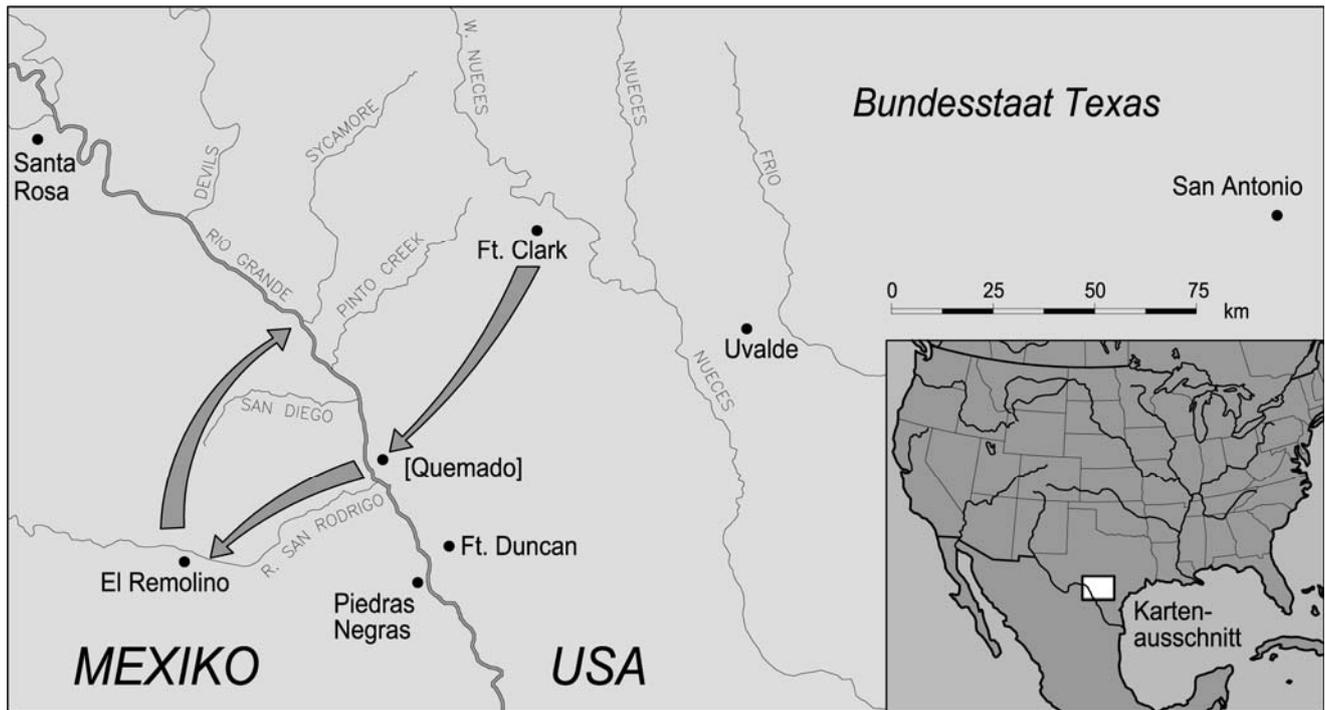


Abb. 2:
General C. C. Augur
kommandierte das De-
partment of Texas und
war unmittelbarer Vor-
gesetzter von Colonel R.
S. Mackenzie.

Hintergrund der Überlegungen seitens des US-Militärs waren die ständigen Überfälle mexikanischer Viehdiebe auf die Pferdeherden im südlichen Texas. Bald stellte sich heraus, dass insbesondere die auf mexikanischer Seite lebenden Lipan und Kickapoo für viele der Überfälle verantwortlich waren. Sie lebten dort in Sicherheit, konnten bei Bedarf den Rio Grande überschreiten und sich eilig wieder in die Sicherheit hinter die Grenze zurückziehen.

Allein im Medina County (westlich von San Antonio) sollen 1865 und 1866 etwa 1.000 Pferde gestohlen und nach Mexiko geschafft worden sein. Zwischen 1865 und 1868 sollen im Uvalde County (ebenfalls westlich von San Antonio) 62 Menschen getötet oder entführt und große Mengen Vieh geraubt worden sein. Mochten manche Zahlen auch übertrieben sein oder auf das Konto weißer Banditen gehen, das Problem war nicht wegzudiskutieren und die Pferdezucht in der texanischen Grenzregion stand vor dem Zusammenbruch.

Als die USA 1870 darum baten, bei der Verfolgung von Viehdieben den Rio Grande mit Truppen überschreiten zu dürfen, wurde dies von den mexikanischen Behörden abgelehnt. Auch die Bemühungen der USA, die Kickapoo durch Zahlung von 5.000 \$ in Waren zur Rückkehr in die USA und ihre Ansiedlung im Indian Territory zu bewegen, schlugen fehl.

Das vom Bürgerkrieg zerrissene Mexiko war außerstande, an seiner nördlichen Grenze für Sicherheit zu sorgen. Hinzu kommt, dass die US-Proteste eine sehr einseitige Sicht repräsentierten, denn die nördlichen mexikanischen Bundesstaaten litten ihrerseits schwer unter den Überfällen insbesondere von Apache, Comanche und Kiowa, die auf mexikanischer Seite der Grenze Reisende und Ansiedlungen überfielen, die nicht oder nur schlecht bewaffneten Männer ermordeten und Frauen und Kinder entführten. Die mexikanische Seite hielt den ständigen Protesten der USA entgegen, dass die durch Grenzübertritte aus Richtung der USA den Mexikanern entstandenen Schäden deutlich größer seien, als umgekehrt. Aus dieser Sicht war es der mexikanischen Grenzbevölkerung durchaus angenehm, dass sich einige wehrhafte Indianer im Norden Mexikos angesiedelt hatten und die Region vor indianischen Überfällen von jenseits der Grenze schützten.

1872 wurden die sporadisch geführten diplomatischen Gespräche zwischen den USA und Mexiko wieder einmal abgebrochen und die USA entschlossen sich in aller diplomatischen Stille zu einem militärischen Angriff auf die in Mexiko lebenden Lipan-Apache und Kickapoo. Col. Mackenzie schien für einen entschlossenen Schlag genau der richtige Mann zu sein.

Augur leitete Shermans Befehl unverzüglich an Mackenzie weiter und wies ihn an, seine Truppen aus

den Forts an der Indianergrenze anzuziehen, um mehrere Stützpunkte im südlichen Texas zu besetzen. Die dort stationierte 9. Kavallerie aus so genannten "Büf-felsoldaten", d.h. ein Regiment von Schwarzen unter Lieutenant Colonel Wesley Merritt, sollte abziehen und Platz für Mackenzie machen. Man wollte die 9. Kavallerie auf mehrere Stützpunkte im Südwesten verteilen. Den direkten Nachfolger der 4. Kavallerie an der Grenze gegen die Comanche sollte zwischenzeitlich das 7. Kavallerieregiment einnehmen, das einige Jahre später im Einsatz gegen die Lakota eine unrühmliche Niederlage erleiden sollte.

Der ehrgeizige Mackenzie, der seinen Job als Offizier ernst nahm, fühlte sich kaltgestellt und tobte. Eigentlich ein eher ruhiger und besonnener Mann, neigte er im Stress mitunter zu cholerischen Anfällen und tobte. Die Bewachung texanischer Pferde- und Rinderherden vor mexikanischen Viehdieben war keine Aufgabe, die ihm angemessen erschien.

Die "mexikanischen" Kickapoo und Seminole

Unweit von Santa Rosa, Coahuila, lebten fast tausend Indianer, deren ursprüngliche Heimat sich eigentlich in den östlichen Teilen der USA befand. Mit der Ausbreitung der USA in westlicher Richtung ging eine Vertreibungs- und Umsiedelungsaktion einher, die viele östliche Stämme zu mehrfachen Ortswechseln zwang und kulturell entwurzelte. Als die Texaner 1839 die von den USA nach Westen verdrängten "texanischen" Cherokee bekämpften, flohen 80 mit den Cherokee verbündete Kickapoo, die ebenfalls aus dem östlichen Waldland stammten, nach Mexiko. Sie wurden dort willkommen geheißen, da sie das Land vor den Angriffen der Kiowa und Comanche schützen halfen. Während des Bürgerkrieges in den USA (1861-65) schlossen sich ihnen weitere Kickapoo an, die aus dem zum Kriegsgebiet gewordenen Indian Territory flüchteten. Von berittenen Texanern verfolgt, schossen sie im Dezember 1862 16 Weiße nieder und flüchteten über den Rio Grande nach Mexiko. Zwei Jahre später brach eine weitere Gruppe von vielleicht 700 Kickapoo auf, um in Richtung der mexikanischen Grenze das Kriegsgebiet zu verlassen. Von texanischer Miliz und konföderierten Soldaten angegriffen, verloren sie etwa 15 Männer, konnten aber über die Grenze entkommen. Die flüchtigen Kickapoo ließen sich in mehreren Dörfern bei El Remolino in Coahuila nieder. In ihrer Nähe lebten einige Lipan-Apache, die sich, aus Texas kommend, ebenfalls nach Mexiko in Sicherheit gebracht hatten.

Bleiben noch die "mexikanischen" Seminole zu erwähnen, deren Heimat eigentlich Florida war. Die Seminole waren während des so genannten 2. Seminolekrieges (1835-42) aus Florida in die im Indian Territory befindliche Creek-Reservation umgesiedelt worden.

Die Seminole waren dort aber gelegentlichen Repressalien durch die zahlenmäßig stärkeren Creek ausgesetzt, die unter den Seminole flüchtige schwarze Sklaven suchten oder gelegentlich Menschen raubten. (Unter den Seminole hatten die Schwarzen, mitunter ehemalige Sklaven, häufig den Status freier Menschen inne.) Obwohl Creek und Seminole im eigenen Bewusstsein verschiedene Stämme repräsentierten, wurden sie von den USA noch über viele Jahre als ein Stamm angesehen und mussten sich eine Reservation teilen. Es war der aus dem Seminolenkrieg bekannte Häuptling Wild Cat, ein Kampfgefährte Osceolas, der gegen 1850 eine Anzahl Seminole nach Mexiko führte und sich dort in angemessener Entfernung der Kickapoo niederließ.



Abb. 3: Gruppe mexikanischer Kickapoo, die 1865 Kaiser Maximilian von Mexiko besuchten.

Vielleicht lag es an der Beteiligung einiger Kickapoo auf Seiten der USA am 2. Seminolekrieg, aber zwischen ihnen und den Seminole herrschten Ablehnung und Spannung. Im Gegensatz zu den Kickapoo, die häufige Raubzüge über die Grenze nach Texas unternahmen, verdingten sich etliche Seminole als Scouts für die am Rio Grande befindlichen Militärposten der USA.

Truppenkonzentration

Es herrschte strenge Geheimhaltung, als die US-Truppen in Bewegung gesetzt wurden, um die neuen Stützpunkte zu beziehen. Ausgangspunkt für die geplante Aktion sollte Ft. Clark sein, wo sich das Hauptquartier der 9. Kavallerie unter Lieutenant Colonel Wesley Merritt befand, der die aktuelle Lage nicht im Griff hatte und für das geplante Kommandounternehmen nicht die rechte Eignung besaß.

Am 4.3.1873 verließ Major Latimer Ft. Richardson mit den Kompanien A, B, C, E und K in Richtung Rio Grande. In Concho wurde der Abteilung von Captain Clarence Mauck übernommen und diesem auch die Kompanie G zugeteilt, während Major A. E. Latimer mit der Kompanie K zurückblieb. Am 31.3.1873 erreichte Mauck mit den Truppen das Ft. Clark.

Die Hauptquartierseinheit, Kompanie I und ein Teil von K verließen Concho am 17.4.1873 und erreichten Ft. Clark Anfang Mai. Die Kompanie M wurde von Ft. Brown (nahe der Mündung des Rio Grande in den Golf von Mexiko) flussaufwärts nach Ft. Duncan verlegt.

Schließlich verließen die Kompanien D, F, H und L Fort Concho Ende Mai und kamen im Juni in Ft. Clark an – zu spät allerdings, um an den Ereignissen noch teilhaben zu können.

Da das auf einem Hügel gelegene Ft. Clark noch von der 9. Kavallerie belegt war, richteten sich die Neuankömmlinge in einem unterhalb gelegenen Eichenwäldchen ein Feldlager her.



Abb. 4:
General Phillip H. Sheridan kommandierte in den 1870er Jahren die Military Division of the Missouri, wozu praktisch der gesamte "indianische" Westen gehörte.

Colonel Mackenzie selbst war am 24.3.1873 aus Concho nach San Antonio abgereist, um dort an einer Konferenz teilzunehmen. William W. Belknap, der Kriegssekretär der USA und General Philip H. Sheridan, Kommandeur der Military Division of the Missouri, zu der auch Texas gehörte, waren nach dreitägiger Anreise von St. Louis, Missouri, kommend, in San Antonio eingetroffen. Schließlich reisten die Männer nach zweitägigen Beratungen von San Antonio nach Ft. Clark weiter, wo sie von Merritt am 11.4.1873 freundlich empfangen und mit einer Parade begrüßt wurden.

Die Inhalte der Gespräche, die in San Antonio und anschließend in Ft. Clark geführt wurden, sind niemals dokumentiert und bekannt gemacht worden. Es scheint, dass Lieutenant Robert G. Carter, der Adjutant Mackenzies, als einziger im 4. Regiment von der geplanten Aktion wusste. Er hat Jahre später zwei teilweise differierende Versionen des Gesprächsverlaufs dargestellt und die Vermutung liegt nahe, dass einige seiner Schilderungen von den späteren Ereignissen beeinflusst worden sind. Es existiert kein einziger schriftlicher Befehl, in dem Mackenzies Aufgabe umrissen worden wäre und der ihn im Falle eines Misserfolgs auch abgesichert hätte. Immerhin sollten reguläre Truppen der USA in Mexiko einmarschieren und Zusammenstöße mit mexikanischen Truppen waren zu-

mindest nicht auszuschließen. Niemand weiß, was Colonel Mackenzie von dem Auftrag hielt und ob er die Befürchtung hegte, im Falle eines Scheiterns als Bauernopfer erhalten zu müssen.

In der gleichen Nacht wurde in nur 15 km Entfernung von Ft. Clark die Dolores Ranch von Viehdieben überfallen, die 36 Pferde raubten. Merritt, der noch formell Kommandeur in Ft. Clark war, schickte 15 schwarze Seminole-Scouts und den geschädigten Rancher Jerome Stickland los, die Viehdiebe zu verfolgen und Informationen einzuholen. Es gelang den Männern nicht, die Viehdiebe einzuholen. Entlang des Weges fanden sie jedoch zwei vom scharfen Reiten zusammengebrochene Pferde sowie ein Stück Lasso, das als von der Art identifiziert wurde, wie es die mexikanischen Kickapoo verwendeten. Es schienen sechs Pferdediebe gewesen zu sein, die sich mit ihrer Beute rechtzeitig über den Rio Grande nach Mexiko absetzen konnten.

Nachdem Sheridan und Belknap abgereist waren, unterrichtete Mackenzie seinen Adjutanten Carter von der beabsichtigten Aktion. Er hatte nun einige Wochen Zeit, die geplante Aktion vorzubereiten und musste zuerst die Truppen in angemessene Entfernungen detachieren, um sie sowohl verfügbar zu halten, als auch die Versorgung der Pferde mit Futter zu gewährleisten. Die Versorgung der Mannschaften mit Nahrung, Ausrüstungsgegenständen, Munition und Pferden spielte überhaupt eine zentrale Rolle bei der Vorbereitung und Durchführung militärischer Aktionen im Westen. Das Land war dünn besiedelt und nicht auf die Versorgung von Truppen vorbereitet, die sich an bestimmten Punkten konzentrierten. Für die Pferde mussten Weiden gesucht werden, alle Nahrung und Ausrüstungen für die Mannschaften wurden mit Planwagen herbeigeschafft. Lieutenant Henry W. Lawton, der Quartiermeister des 4. Kavallerieregiments erwies sich aber als ausgezeichneter und bewährter Organisator in Sachen Truppenversorgung und Logistik.

Die Kompanien A und B wurden an den Piedras Pintos (Pinto) Creek, knapp 20 km nordöstlich von Ft. Clark verlegt, Kompanie C ging ebenso weit flussabwärts und die Kompanien E und M wurden 20 km östlich an den Elm Creek stationiert.

Auf diese Weise konnten die Pferde besser versorgt und unnötige Spekulationen über die ungewöhnliche Truppenkonzentration vermieden werden.

Aufbruch

Mackenzie bereitete sich in der Zwischenzeit auf die geplante Aktion vor und war wie üblich in diesen Planungsphasen nervös und gereizt. Es war ihm klar, dass die Truppen über den Zweck der Versetzung an den Rio Grande spekulierten. Insbesondere der fähige, aber dem Alkohol nicht abgeneigte Quartiermeister Lawton schien mit seinen Spekulationen in die richtige

Richtung getroffen zu haben, denn Mackenzie war verärgert und verdächtigte Carter, geschwätzt zu haben.

Drei Scouts, zwei von ihnen Rancher, die Verluste an Vieh erlitten hatten, brachen auf, um die Wege zu den Kickapoo zu erkunden. Bei Nacimiento, auf mexikanischer Seite der Grenze, trafen sie am 16.5.1873 auf einige Seminole, die ihnen den Weg zu den Kickapoo beschrieben und mitteilten, dass die meisten Krieger die drei Kickapoo-Dörfer am Oberlauf des San Rodrigo River nahe dem Dorf Remolino am Morgen in westlicher Richtung verlassen hätten. Die Kundschafter machten sofort kehrt und erreichten Ft. Clark am Abend des gleichen Tages, nur eine Stunde vor Mitternacht.

Mackenzie ließ sofort die in der Umgebung lagernden Truppen alarmieren, was reichlich zwei Stunden dauerte, und Rationen für fünf Tage auf die Transportmaultiere verladen.

Die zersplitterten Truppen wurden in Richtung des Las Moras Creek (südlich von Ft. Clark) in Bewegung gesetzt, wo die meisten Einheiten am Vormittag des 17.5.1873 eintrafen. Kompanie M erreichte den Treffpunkt gegen 13.00 Uhr, der allgemeine Aufbruch erfolgte eine Stunde später. Es war ein heißer Tag, doch da Mackenzie den noch 20 km entfernten Grenzfluss erst gegen Abend erreichen wollte, war keine besondere Eile geboten. Die Truppe bestand aus sechs Kompanien der 4. Kavallerie, also etwa 380 Soldaten und Offizieren, sowie etwa 20 Kundschaftern. Noch wusste neben Mackenzie, abgesehen von Mutmaßungen, kaum einer vom Ziel des Unternehmens.

An der Mündung des Las Moras in den Grande stoppte das Kommando und Mackenzie legte seinen Plan und die besonderen Risiken für den Fall einer Gefangennahme dar. Die meisten Soldaten nahmen allerdings an, dass die Aktion auf konkreten Befehlen des War Department beruhte.

In Mexiko

Sie überquerten kurz nach 20.00 Uhr den Rio Grande etwa 30 km oberhalb von Ft. Duncan unweit der heutigen Stadt Quemado. Auf mexikanischer Seite gab es einen kurzen Stopp, die Männer durften etwas essen und Pfeifen rauchen, dann begann der Eilmarsch, um noch vor Tagesanbruch die indianischen Dörfer erreichen zu können. Carter berichtete, dass die Pferde bei diesem Vormarsch nicht geschont wurden, die Packmulis das Tempo jedoch nicht mithalten konnten und sich der Marschzug mehrere Meilen in die Länge zog, was ihn angreifbar machte. Mackenzie, der an der Spitze ritt, bemerkte davon nichts, bis Carter ihn kurz nach Mitternacht über das Problem informierte. Der Regimentskommandeur bekam augenblicklich einen Tobsuchtsanfall, benutzte sämtliche Schimpfworte, die ihm einfielen. Carter erinnerte sich später, dass sein Vorgesetzter mit den Fingerstummeln der rechten

Hand schnappte, was er immer tat, wenn er besonders erregt war. Mackenzie hatte im Bürgerkrieg durch einen Granatsplitter Daumen und Zeigefinger der rechten Hand verloren, was ihm seitens der Indianer den Namen "Bad Hand" einbrachte. Seine eigenen Mannschaften nannten ihn wenig liebevoll "Three-Finger-Jack". Mackenzie ließ die Truppe indes einige Minuten halten, damit die Männer ihre Taschen mit Zwieback füllen konnten und die Packtiere entlastet wurden.

Er war unruhig, denn die Scouts hatten die Entfernung offensichtlich unterschätzt. Außerdem kam die Kolonne langsamer als erwartet voran. Es war schon 6.00 Uhr, als sie am Rio San Rodrigo stoppten, den Pferden noch etwas Wasser gönnten und die Sattelgurte festzogen. Er sorgte außerdem dafür, dass die Soldaten Reservemunition aus den Satteltaschen in die eigenen Taschen umfüllten – eine Vorsichtsmaßnahme, die Lieutenant Colonel George A. Custer einige Jahre später am Little Big Horn auf fatale Weise nicht für nötig hielt.

Es kündigte sich ein wolkenloser Morgen des 18.5.1873 an. Die Truppe verließ nun das Flussbett und umrundete den Hügel, der zwischen ihnen und den Dörfern lag. Die Dörfer der Kickapoo mit jeweils etwa 50-60 Hütten lagen nahe beieinander, etwa 500 m weiter befand sich das Dorf der Lipan Apache.

Der Angriffsbefehl wurde erteilt, als sie noch etwa anderthalb Kilometer vom nächstgelegenen Dorf entfernt waren. Kompanie A unter McLaughlin wurde an die Spitze der Angreifer befohlen. Die Kavalleristen griffen gruppenweise an, feuerten, ließen sich zum Nachladen zurückfallen und preschten wieder vor. Schließlich saßen die Reiter ab, schossen um sich und durchkämmten das Dorf methodisch.

Die Einwohner wurden innerhalb von Minuten aufgeschreckt und gerieten in Panik. Es befanden sich hier nur wenige Krieger, so dass es keinen nennenswerten Widerstand gab. Die meisten Einwohner konnten im letzten Augenblick fliehen, andere warfen mit Hausgerät, Früchten und anderen greifbaren Gegenständen auf die Soldaten. Kompanie I verfolgte die fliehenden Krieger, während das Dorf systematisch niedergebrannt wurde. Mackenzie berichtete später von 19 getöteten Männern, doch meinte Carter, die Zahl sei noch etwas höher gewesen, da vermutlich nicht alle Opfer gefunden wurden und einige Verwundete flüchteten und vielleicht später starben. Die Dörfer samt allen Vorräten wurden vollständig verbrannt.

Die Truppen nahmen etwa 40 Frauen und Kinder sowie den Lipan-Häuptling Costiletos gefangen. 65 der vorgefundenen Pferde wiesen texanische Brandzeichen auf.

Die Verluste auf Seiten der Soldaten waren vergleichsweise gering. Der Soldat Peter Carrigan war tödlich verwundet worden, während dem alten und bewährten Soldaten William Pair noch an Ort und



Stelle der rechte Arm bis zur Schulter amputiert werden musste. Ein weiterer Soldat mit einer leichten Gesichtsverletzung blieb dienstfähig. Zwei der Pferde waren im Gefecht getötet worden, zwei weitere waren den Strapazen des raschen Vormarsches nicht gewachsen gewesen.

Obwohl die meisten Männer der Kickapoo und Lipan abwesend waren oder in die Santa Rosa Mountains entkommen konnten, verbuchte Mackenzie die Aktion als vollen Erfolg.

Der Rückzug

Gegen 13.00 Uhr war das Zerstörungswerk vollbracht, die Pferde getränkt und der Rückmarsch konnte beginnen. Der Rückzug führte zunächst durch das mexikanische Dorf Remolino, wo sie den hassgefüllten Blicken der Anwohner ausgesetzt waren, die sich indes zu keinen feindseligen Handlungen hinreißen ließen. Hinter Remolino bogen die Soldaten nach Norden ab und marschierten in Richtung Rio Grande. Da der Einmarsch nicht unbemerkt geblieben und inzwischen vielleicht auch mexikanisches Militär alarmiert worden war, wollte Mackenzie für den Rückzug eine andere Route als für den Einmarsch nutzen.

Die Soldaten waren nach zwei schlaflosen Nächten inzwischen total erschöpft. Bei kurzen Stopps schliefen sie sofort ein und konnten nur mit Mühe wieder aufgeweckt werden. Die Scouts beobachteten die Flanken, damit kein unerwarteter Angriff erfolgen konnte. Mitternacht war schon vorüber, als die Kavallerie den Furt nahe der Mündung des Sycamore River, etwa 25 km unterhalb von Del Rio erreichten und in den frühen Morgenstunden des 19.5.1873 den Grenzfluss überquerte.

Direkt hinter dem Fluss ließ sich die Truppe nieder und kampierte an Ort und Stelle. Der unermüdete Mackenzie schickte Kuriere nach Ft. Clark, wo Lawton unverzüglich mit sechs Wagenladungen an Versorgungsgütern für die total erschöpfte Truppe aufbrach.

Es dauerte nur wenige Stunden, da erschien auf der gegenüber liegenden Seite des Rio Grande eine große Gruppe von Mexikanern und Indianern, die ihrem Ärger zwar lautstark Luft machten, die schmale, von Scharfschützen bewachte Furt aber nicht überqueren konnten. Die Soldaten blieben in der folgenden Nacht direkt an der Furt und ritten am nächsten Morgen einige Kilometer weiter in das Inland, wo sie sicherer lagern konnten. Am 21. Mai 1873 zur Mittagszeit erreichte die Truppe wieder Ft. Clark.

Proteste und Zustimmungen

Angesichts der Grenzverletzung durch "600 Gringos" ging ein Schrei der Empörung durch das nördliche Mexiko, doch kam es nicht zu effektiven Gegenmaßnahmen. US-Konsul William Schuchardt, der sich

während Mackenzies Angriff zufällig in Piedras Negras aufhielt, wurde noch bevor die Kavallerie wieder texanischen Boden erreicht hatte, von der aufgeregten Bevölkerung alarmiert, versicherte aber spontan, die Aktion sei keineswegs gegen die mexikanische Bevölkerung gerichtet, sondern nur eine Verfolgungsaktion gegen indianische Viehdiebe gewesen. Die Situation beruhigte sich in der Tat rasch.

Noch Anfang Juni hatte der mexikanische Botschafter in Washington keine Information, wie sich seine Regierung zu dem Angriff stellte. Im nahezu unangreifbaren Ft. Clark waren die Truppen inzwischen nervös. Am 24. Mai berichtete ein Gerücht von einem drohenden Angriff zahlreicher Mexikaner und Indianer, doch fanden sie Scouts die Lage absolut ruhig. Am gleichen Abend verursachte ein ausgebüxtes Schwein an einem Außenposten einen blinden Alarm und ein erhebliches Gewehrfeuer.

Sheridan telegraphierte an Belknap eine Rechtfertigung der Aktion, was man als seltsames diplomatisches Spiegelfechten bezeichnen muss, denn Belknap hatte ja an den vorbereitenden Gesprächen teilgenommen und war bestens im Bilde. Sheridan schlug vor, nichts zu unternehmen, solange aus Mexiko kein offizieller Protest erfolgte. Auch Mackenzie, der wohl persönliche Anfechtungen befürchtete, schrieb eine Reihe von Briefen an verschiedene Stellen, um die Aktion zu rechtfertigen. Es dauerte fünf Wochen, bis sich das Kriegsministerium entschließen konnte, Mackenzie ein Lob für die gelungene Aktion auszusprechen.

Die texanische Bevölkerung stand freilich vollständig hinter Mackenzie und in ungewohnter Einmütigkeit verabschiedeten Senat und Repräsentantenhaus von Texas Resolutionen, in denen Mackenzie und seinen Männern der Dank des Staates und insbesondere der Grenzbevölkerung ausgesprochen wurde. Für "ungewöhnliche Tapferkeit" gab es eine Reihe von Beförderungen, allerdings hatten sich in dem Dorf neben den Frauen und Kindern nur relativ wenige ältere Männer befunden.

Tatsächlich dauerte es bis Anfang 1874, dass Mexiko förmlich Protest gegen die Grenzverletzung einlegte, jedoch relativiert mit dem Hinweis, man wollte sich gleichzeitig bemühen, künftige Grenzverletzungen in Richtung der USA zu verhindern. Hintergrund des versöhnlichen Tones, der aus Mexiko anklang, war das Bestreben des mexikanischen Präsidenten Porfirio Diaz, gute wirtschaftliche Beziehungen zu den USA herzustellen.

Die Umsiedelung Kickapoo

Im März 1873, also noch vor Mackenzies Aktion, hatten die US-Unterhändler Henry M. Atkinson und Thomas G. Williams einen weiteren Versuch beschlossen, das "Kickapoo-Problem" auf dem Verhandlungswege zu lösen. Sie verließen im April Washington und



begaben sich zunächst zu Gesprächen mit mexikanischen Beauftragten ins mexikanische Monterrey und zogen dann weiter nördlich nach Santa Rosa, wo sie sich mit den Kickapoo treffen wollten, dort aber von dem Angriff erfuhren. Sie schickten Mackenzie eine Mitteilung nach Ft. Clark, dass die Aktion ihrer Mission wahrscheinlich geholfen habe und gratulierten zum Erfolg. (Mackenzie drückte gegenüber Augur die Bereitschaft aus, bei Bedarf mit dem gesamten Regiment sowie texanischen Freiwilligen in Mexiko einzumarschieren, aber auf diese Provokation wurde klugerweise verzichtet.)



Abb. 5:
Mexikanische Kickapoo
um 1900.

Die mexikanischen Behörden versuchten nun, die Kickapoo mit den US-Unterhändlern an den Verhandlungstisch zu bekommen und schließlich kamen die Häuptlinge gegen Zusicherung freier Verpflegung nach Santa Rosa, wo sie die Freilassung ihrer gefangenen Frauen und Kinder forderten. Atkinson schlug vor, ein Häuptling solle ihn nach San Antonio begleiten, um bei General Augur die Freilassung zu erbitten. Dies wurde seitens der USA dann aber abgelehnt und der in seinen Äußerungen gewöhnlich sehr direkte Sheridan erklärte, das Festhalten der Familien bringe den USA einen größeren Nutzen, als ein halbes Dutzend Unterhändler. Zur besseren Sicherheit und Unterbringung wurden die gefangenen Frauen und Kinder nach Ft. Gibson ins Indian Territory gebracht, wo dem Lipan-Häuptling Costelietos die Flucht gelang.

Bei erneuten Gesprächen in Santa Rosa erklärte Atkinson den Kickapoo, die Freilassung sei erst möglich, wenn sie in die USA umgesiedelt seien. Er bot für diesen Fall 8.000 \$ in Waren als Sofortleistung und für später weitere Zahlungen an. Außerdem wurden einige einflussreiche örtliche (mexikanische) Vertreter mit finanziellen "Zuwendungen" versehen, so dass sie sich ebenfalls für die Umsiedlung der Kickapoo einsetzen.

Angesichts der Gefangenschaft einiger ihrer Angehörigen befanden sich diese in einer Zwickmühle.

Am 11.7.1873 erklärte eine Gruppe Kickapoo und unter ihnen lebende Potawatomi ihre Bereitschaft, in das Indian Territory umzusiedeln. Die ersten 317 Leute, die knappe Hälfte der mexikanischen Kickapoo verließen am 28.8.1873 ihre Dörfer und erreichten Ft. Sill am 20.12.1873. Später folgte eine weitere Gruppe von 115 Indianern, doch zogen es die übrigen vor, in Mexiko zu bleiben.



Abb. 6:
Der Kickapoo-Häuptling
Pehkohtah wurde um
1851 in Mexiko geboren
und siedelte als junger
Mann in die USA über.
[Foto 1907].



Abb. 7: In Oklahoma lebende Kickapoo nach 1909.

Colonel Mackenzie

Mackenzie seinerseits war äußerst eifrig, an der Grenze für sichere Verhältnisse zu sorgen. Da er große Lust auf weitere Aktionen in Mexiko zu zeigen schien, wurde er Anfang Juli 1873 angewiesen, die Grenze nicht ohne eindeutige gegnerische Provokation zu überschreiten. Der Einfall des 4. Kavallerieregiments in Mexiko und die nachfolgende Umsiedlungsaktion der Kickapoo trugen indes deutlich zur Beruhigung der Verhältnisse an der texanisch-mexikanischen Grenze bei.

Soweit es Mackenzie betraf, war der Feldzug des Jahres 1873 aber ohnehin beendet. Am 20.7.1873 erlitt er einen Anfall von akutem Rheumatismus, der in der rechten Schulter begann, und sich auf die Gelenke in

Armen und Beinen ausweitete. Anscheinend konnte Mackenzie nicht einmal nach Ft. Duncan reisen, wo die seit einigen Monaten verwitwete Florida Tunstall lebte, deren Bekanntschaft aus vergangenen Jahren er gern vertieft hätte. Die Krankheit verschlimmerte sich und im August wurde seine Korrespondenz von fremder Hand erledigt. Er musste den Posten als Kommandant von Ft. Clark an Major A. E. Latimer abtreten. Colonel Mackenzie trat im September einen 30tägigen Genußurlaub bei Verwandten im Osten an, der von Oberkommandierenden der US-Armee, General Sherman, um ein weiteres Vierteljahr verlängert wurde.

Mackenzie traf erst im Februar 1874 wieder in Ft. Clark zum Dienst ein und wurde mit dem 4. Kavallerieregiment kurz darauf ins nordwestliche Texas beordert, um die letzten frei lebenden Comanche in die Reservation zu zwingen.

Lesen Sie auch:

Robinson, Charles M.

2005 *Bad Hand: A Biography of General Ranald S. Mackenzie*; State House Press, McMurry University, Abilene, Texas.

Wallace, Ernest

1993 *Ranald S. Mackenzie on the Texas Frontier*; Texas A&M University Press (Neuaufgabe)

[Karte: Autor; Abb. 1, 2, 4, 7: Library of Congress; Abb. 3: aus einem frz. Buch von 1869; Abb. 5: mexikanisches Foto; Abb. 6: Archiv]

STAATLICHE ETHNOGRAPHISCHE SAMMLUNGEN SACHSEN

Das GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig, das Museum für Völkerkunde Dresden und das Völkerkundemuseum Herrnhut fusionierten 2004 zu den Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen. Mit diesem Schritt entstand nach Berlin die zweitgrößte völkerkundliche Sammlung Deutschlands. Die drei Museen in Dresden, Leipzig und Herrnhut, deren traditionelle Namen beibehalten wurden, präsentieren auf über 6.000 Quadratmetern Ausstellungsfläche das faszinierende Leben der Kulturen einer Welt und ihre Geschichte.

GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig

Das Museum zeigt die schrittweise erweiterte Dauerausstellung "Rundgänge in einer Welt".

Staatliche Ethnographische Sammlungen Sachsen

Johannisplatz 5–11, 04103 Leipzig

Telefon +49(0)341. 97 31 900

Postfach 100955, 04009 Leipzig

mvl-grassimuseum@ses.smwk.sachsen.de

Öffnungszeiten: Di-So 10-18 Uhr

www.mvl-grassimuseum.de

Museum für Völkerkunde Dresden

Es werden in Abständen wechselnde Ausstellungen präsentiert.

Japanisches Palais

Telefon: (0351) 8144-840

Palaisplatz 11, 01097 Dresden

voelkerkunde.dresden@ses.smwk.sachsen.de

Öffnungszeiten: Di-So 10-18 Uhr

www.voelkerkunde-dresden.de

Völkerkundemuseum Herrnhut

Sie sehen die Dauerausstellung "Ethnographie und Herrnhuter Mission" mit Objekten aus Afrika, Asien, Amerika, Australien und Europa.

Goethestraße 1, 02747 Herrnhut

Telefon: 035873/2403

Öffnungszeiten: Di-Fr 9-17 Uhr; Sa,

voelkerkunde.herrnhut@ses.smwk.sachsen.de

So

und Feiertags 9-12 u. 13.30-17 Uhr

www.voelkerkunde-herrnhut.de



Der "Messerberg" im mexikanischen Staate Hidalgo Impressionen auf Alexander von Humboldts Spuren

Ursula Thiemer-Sachse



Alexander von Humboldt

"Es sabido que para el laboreo de la obsidiana (itzli) se emprendían grandes obras, de las cuales aún se ven los vestigios en el inmenso número de pozos que se encuentran entre las minas de Morán y el pueblo de Atotonilco el Grande, en las montañas porfídicas de Oyamel y del Jacal, región que los españoles llaman el Cerro de las Navajas." (Alejandro de Humboldt: Ensayo político del reino de la Nueva España. Porrúa, México 1978: 125).

Alexander von Humboldts Spuren in den unterschiedlichsten Regionen Amerikas zu suchen und zu folgen, ist zuweilen ein erstaunliches Abenteuer. Zweihundert Jahre sind seit seiner berühmten Forschungsreise vergangen. So sind die Spuren in den Städten stark verwischt. Die alten Gebäude, in denen er gewohnt oder gewirkt, sind verschwunden. Aber dort, wo er sich dem Phänomen der Natur zuwandte und Zeugnisse vorspanischer Kulturen betrachtete und kommentierte, findet man erstaunlich viel fast unverändert. Ob es die Salinen von Araya in Ostvenezuela sind oder die Reste von Inka-Palästen und Inka-Straßen in den

Andenländern, Humboldt interessierte, wie die Ureinwohner Naturressourcen erschlossen hatten, wie sie davon Gebrauch machten und was zu seiner Zeit weiterhin nutzbar war.

Auch mich interessiert dies. Und so habe ich wiederholt die Obsidian-Minen im Gebiet der Silberminen von Pachuca in Zentralmexiko besucht, die Humboldt auch in Augenschein genommen hatte. Es ist eine archäologische Zone mit Hunderten von Schächten – bis zu 45 m tief – aus mehr als 2000 Jahren Abbau.

Humboldt interessierte sich für das natürliche Glas. Er war auf der Suche nach einer Lösung für die Frage, die damals die Wissenschaftler bewegte: Waren die Gebirge als Ablagerungen im Meer entstanden? Waren sie vulkanischen Ursprungs? Seine Beobachtungen an dem berühmten "Cerro de las Navajas", dem "Messerberg", gaben mit den Ausschlag dafür, einen vulkanischen Ursprung anzunehmen.

Mich interessierten seine Gedanken und Impressionen vor allem im Zusammenhang mit dem altindianischen Bergbau. Obsidian war einst ein wichtiges Material zur Herstellung von Messern und Pfeil- und Speerspitzen. So schloss ich mich gerne dem zuständigen jungen mexikanischen Archäologen Alejandro Pastrana und seiner Frau an, auf Humboldts Spuren zu wandern. Wir mussten uns an die Tagebuchaufzeichnungen halten.

Humboldt ist damals natürlich anders gereist – zu Pferde, aber mit bequemerer Unterkunft. Und außerdem war er nur fast halb so alt wie ich – etwas älter als dreißig Jahre. Das sollte ich zu spüren bekommen. Junge Leute sind eben doch besser "drauf" – oder nicht?

So war ich also wieder einmal zwei Tage und zwei kalte Zelt Nächte im Obsidian-Bergbaugebiet. Die Bauern von Nopalillo und den anderen umliegenden Dörfern sorgen eifersüchtig dafür, dass keine Fremden, keine Touristen in das Waldgebiet gehen, in dem die Minen liegen. Sie fürchten wegen zu erwartender Unachtsamkeit Waldbrände – und überhaupt...

So war es unerlässlich, dass ich mich dem von den Bauern akzeptierten Archäologen anschloss. Wir waren ihnen keine Fremden!

Wir haben, ausgehend von Humboldts Zeichnungen und Aufrissen, seine "Standpunkte" besucht und sind dann auf die Gipfel gestiegen. Es war das Beeindruckendste, was ich seit langem erlebt habe! Da mein junger Kollege Geologe und Archäologe ist, war es

nicht etwa nur "Sightseeing"! Wir fuhren von Mexiko-Stadt Anfang September in einem Jeep ohne Türen bei bestem Wetter und trotzdem frierend über die Autobahn nach Norden. Vor Pachuca Richtung Osten abbiegend gelangten wir zum Messerberg, um dort in rund 2600m Höhe wieder einmal im Obsidian-Minen-Wald zu kampieren. Diesmal hatte Alejandro (nicht Humboldt!, sondern der junge Archäologe) also seine Frau mitgebracht. So musste ich nun vor den jungen Leuten Kraft und Ausdauer zeigen! Man traut mir einfach manches zu...

Bei schönstem Abendschein bauten wir also die Zelte auf. Und dann wurde über dem Lagerfeuer gekocht. Ich hielt mich lieber an meine Obstdiät. Dafür versuchte ich immer dort zu hocken, wo der Rauch hinzog, um etwas mehr Wärme abzufangen. Hustend frönte ich dem Motto: Räucherware hält sich länger!

Als die Kälte schon so richtig in uns steckte, die Sterne über uns glitzerten, wir außer Flugzeugen noch einen Satelliten hatten über den nachtschwarzen Himmel ziehen sehen und das klagende Schreien eines einsamen Esels genügend kommentiert hatten, krochen wir in unsere Schlafsäcke. Der Mond war inzwischen aufgegangen, und die Pinienäste warfen bizarre Schatten aufs Zeltdach. Während die jungen Leute einander ja wärmen konnten, fror ich in meiner Zelteinsamkeit erbärmlich. Gegen drei Uhr ging ich dann im Mondschein auf dem Fahrweg auf und ab. Ich hoffte, dadurch etwas Wärme zu gewinnen. Wegen der teilweise offenen, zum Teil mit nur einer dünnen Humusschicht zugespöpften Obsidian-Schächte rundherum durfte ich nicht vom Wege abweichen. Und etwas unheimlich war die nächtliche Waldeinsamkeit zugegebenermaßen auch. Beruhigend wirkte das Schnarchen aus dem anderen Zelt. Melodisch und keineswegs erschreckend klangen die Eulrufe. Wie konnten die Indianer sie nur als böses Vorzeichen deuten?

Aber ich gewann keine Wärme und kroch mit dem Mut der Verzweiflung wieder ins Zelt. Nur der Gummiboden und eine dünne Matte sollten die Bodenkälte abhalten. Es war wegen der empfindlichen Nieren ein jämmerliches Auf-dem-Bauch-liegen und Zittern.

Und unter mir knirschten bei jeder Bewegung die Obsidiansplinter. Gegen halb sieben flüchtete ich dann in die Helligkeit hinaus. Aber erst eine Stunde später war die Sonne so gestiegen; dass sie über die Kuppe des Messerberges hinweg schien. Erst dann konnte sie mich Eisklumpen auftauen. Ich sammelte derweil interessante Obsidianstücke von den alten Abfallhaufen rund um die vorspanischen Schächte und freute mich über das Glitzern von Obsidian und Tautropfen. Das brummende Hin und Her der fliegenden Smaragde, der Kolibris, reizte mich zur Jagd mit der Kamera. Die aber blieb erfolglos.

In der frühen Stille hörte ich plötzlich ein lautes Knacken hinter mir. Ich rannte den Weg zurück. Das

muss sich gewaltig angehört haben: ein flüchtender Elefant oder so, denn die beiden "mineros", die kurz darauf erstaunt unser Zeltlager beguckten, sahen mich erschrocken an. Wer war wohl mehr verwirrt?

Die einheimischen Bauern holen noch heute den Obsidian in großen Klumpen aus dem Boden. Er ist das Rohmaterial für viele geschliffene Souvenirs, die in der berühmten Ruinenstätte von Teotihuacan den Touristen angeboten werden.

Erst um halb zehn gab's dann Frühstück. Was können junge Leute lange schlafen! Doch mir war inzwischen die Zeit nicht lang geworden. Zwar habe ich nicht wie einst Humboldt und Bonpland botanisiert; aber der morgendliche Wald bot viel – auch fürs Ohr! In der Ferne fielen Bäume unter der Motorsäge. In der Nähe brummt und summt Käfer. Schmetterlinge ließen ihre Flügel im Sonnenlicht trocknen. Und irgendwo jenseits des Waldes schrie der Esel immer noch – oder aber: schon wieder...

Mit dem Jeep ging es dann auf steinigem Waldwegen bis zur alten Hacienda Guajolote. Oft hörte es sich an, als führen wir über Glassplinter – es waren ja auch welche: Obsidian. Von der Hacienda als Quartier aus hatte Humboldt den Jacal vermessen, einen großen Gebirgsstock aus Basaltsäulen, der aus der Ferne wie eine indianische Hütte anmutet – eben wie ein "jacal". Heute gibt es bei der alten Hacienda eine Anzahl einfacher Häuser. Der Ort Guajolote heißt so nach einem eigenartigen Felsen. Bei entsprechender Blickrichtung sieht er wahrhaftig wie ein erregter Truthahn aus – ein "guajolote".

Auf Feldwegen versuchten wir, uns dem Jacal zu nähern. Wir konnten feststellen, dass Humboldt nicht bis in dieses Gebiet am Fuße des Gebirgsstockes vorgedrungen ist. Er muß seine Beobachtungen von der Hacienda Guajolote aus unternommen und dort auch die Informationen über die geologischen Schichten gesammelt haben. Er hätte es sich sonst nicht entgehen lassen, das Naturphänomen zu beschreiben, das sich unseren Blicken bot.



Verschiedene Basaltsäulenblöcke, die – verschoben zum "Jacal" – etwas entfernter liegen, aber höher sind,

bilden ein phantastisches Panorama. Humboldt hat dies nicht registriert.

Wir fuhren an verstreut liegenden bizarren Rhyolith-Felsen vorbei und stiegen dann auf, als kein Fahrweg mehr auszumachen war. Erst auf der Höhe begreift man ganz, wie weit man über die stark besiedelte Hochtalregion hinausgelangt ist. Der Wind weht dort in rund 3000m Höhe stetig vom Atlantik her, und die Luft ist sehr rau. So sucht man gerne westlich der Kuppen ein Plätzchen zum Verweilen. Der Aufstieg war nicht so einfach, zumal wir teilweise in einem ausgetrockneten Bachbett über große Steine hinaufklimmen mussten. Die letzten 50 Höhenmeter bis zum Fuße der blanken Basaltsäulen quer durch dichtes Gestrüpp habe ich dann den jungen Leuten überlassen. Die Fernsicht war auch so imposant genug. Bis die "Gipfelstürmer" zurück waren, verschnaupte ich auf einem Baumstumpf. Humboldt und Bonpland hatten mit Sicherheit hier oben nicht gesessen und Aufzeichnungen gemacht. Das überwältigende Panorama hätte im Tagebuch seinen Niederschlag gefunden!

Der Abstieg gestaltete sich entschieden schwieriger, war jedoch nicht so anstrengend! Ein stechender Schmerz im linken Fluss signalisierte, dass der Weg nicht "so ohne..." war. Ich verzichtete dennoch nicht darauf, unten im Tal des öfteren aus dem Jeep zu springen, um die phantastische Landschaft und die Hochgebirgsflora mit der Kamera einzufangen. Welch ein Glück auch für den mexikanischen Archäologen, da sein Film gerissen war und ich den Verlust mit meinen Aufnahmen ausgleichen konnte.

Am nächsten Morgen – wieder nach einer frostigen Nacht, deren kalter Regen bis in meinen Schlafsack vorgedrungen war – antworteten die "mineros" auf meinen Gruß schon etwas verschüchtert und zogen nicht stumm vorbei. Sie hatten sich diesmal einen Hund als Schutz gegen uns "Waldgeister" mitgebracht, einen zottigen braunen Teufel, der mich morgendlichen "Waldläufer" mit lautem Gebell "gestellt" hatte.

Auf Obsidian-bestückten Waldwegen, die sonst zur Holzabfuhr dienen, fuhren wir diesmal mit dem Jeep bergan. Es klang wie ständiges "Über-Glassplitter-Fahren" – und war es auch! Schließlich wurde der Aufstieg auf dem höchsten Berg des gesamten Massivs in Angriff genommen: Zum "Cruz de Milagro", 3180m hoch, zu der Vulkankuppe, von der unter anderem der Obsidian herrührt. Bei einem Ausbruch hatte sich das vulkanische Glas weit über seine Hänge verteilt und war durch Ascheregen späterer Ausbrüche verdeckt worden.

Der Aufstieg war beachtlich: in rund zwei Stunden mussten wir rund 400 Höhenmeter bewältigen. Ich bekam kaum Luft. Außerdem tat mir mein linker Fuß verdammt weh. Er hatte mich quasi schon die gesamte Nacht beschäftigt. So wurde der Marsch aufwärts ein Musterbeispiel von Teamwork: Susana ging gleichmä-

ßig langsam. Alejandro verweilte dann und wann, um archäologische Aufzeichnungen über die Obsidianwerkstätten zu machen, damit ich Zeit genug hatte, schubweise voranzukommen. Dann ging es schließlich vom mit Obsidian übersäten Wege ab und einen steilen Hang aufwärts durch kniehohes Gestrüpp - fast immer über Steine stolpernd.



Alejandro ging vorneweg. Er stampfte mit einem Stock auf, um Klapperschlangen zu vertreiben. Knapp 10 Höhenmeter unterhalb der Kuppe war ich nahe daran aufzugeben. Ich wollte auf einem Stein der Rückkehr der jungen Leute harren. Die Sicht auf die Basaltsäulenkuppen in der Ferne unter uns sowie auf die weiten Täler rundum schien mir genug.



Doch das duldeten die jungen Leute nicht: die Gefahr wegen der Schlangen wäre zu groß, außerdem würden wir nach der anderen Seite absteigen.

Also raffte ich mich schließlich doch noch auf: es war die Neugierde – wie auch anders? Ich wollte die Obsidian-Minen auf der höchsten Kuppe besichtigen, die Reste des dortigen Tlaloc-Heiligtums, eines Altars für den Regengott – und überhaupt.

Ich bin den jungen Leuten sehr dankbar dafür, dass sie mich zu dieser letzten Anstrengung verlockt – oder besser – verpflichtet haben. Der immense Rundblick in die Ferne – bis in die Gegend von Teotihuacan

hinüber – war die Mühe wert. Interessant waren auch die oben ebenerdig, d.h. in flachen Kuhlen existierenden ältesten Obsidian-Minen samt der sie umgebenden "Werkstätten", in denen die großen Obsidianknollen gleich nach ihrer Förderung zurecht geschlagen worden sind, um sie besser abtransportieren zu können. Reste von Tausenden zerbrochener Obsidian-Abschläge sind Zeugnisse alter Betriebsamkeit.



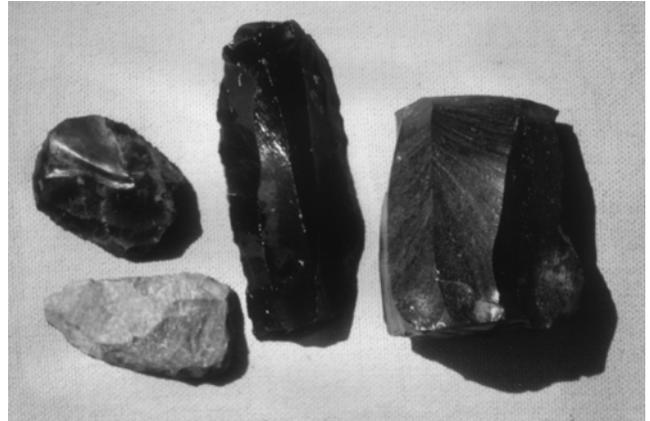
Erst drei Archäologen hatten zuvor den Aufstieg unternommen. Alejandro erläutert mir die dabei entbrannte Fachdiskussion. Die Anregung zum Besuch des "Messerberges" hatte ich durch Humboldts Tagebuchaufzeichnungen gewonnen. Die Anstrengungen werden durch neue Erkenntnisse belohnt.



Beim Abstieg stoßen wir fast mit einem kleinen, tiefblau blitzenden, sich schlängelnden Wesen zusammen: es ist eine harmlose Eidechse, wie Alejandro meint. Die Einheimischen aber fürchten sich vor ihr. Mir war es durchaus angenehm, dass der langwierige Abstieg über die flachere Bergseite bei der Suche nach einem Pfad durch das Gestrüpp immerhin ohne Begegnung mit einer Schlange blieb. So konnte ich Hinkfuß die Hochgebirgsflora voll genießen. Bonpland hätte hier mit wachsender Begeisterung botanisiert.

Die nächtlichen Regengüsse hatten uns gewarnt, möglichst noch am frühen Nachmittag in die Hauptstadt zurückzufahren. Als wir am Waldrand die Eisen-

kette hinter unserem Jeep wieder über den Weg spannten – Signal für Fremde, dass dort eine geheimnisvoll verbotenen Welt voller Gefahren liegt – braute sich das erste Gewitter zusammen. Es hat uns voll erwischt.



Obsidianschaber

Und in einem Jeep ohne Türen bekommt man leicht eine klatschnasse Seite! Aber als wir durch die wieder auftauchende Nachmittagssonne in die stinkende mexikanische Hauptstadt einfuhren, war ich wieder trocken.



Obsidianmesser

In der Erinnerung blieben die Fernblicke wie die entzückenden Details von Flora und Fauna, und natürlich Erfahrungen unseres Jahrhunderts: Flugzeuge, Satellit und Motorsäge neben jahrtausendealten Zeugnissen menschlicher Tätigkeit, den vorspanischen Minen zur Gewinnung des vulkanischen Glases Obsidian. Wie mögen die Gegensätze zu Humboldts Zeit gewesen sein?

(Alle Abbildungen wurden von Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse zur Verfügung gestellt.)

"Señor del Cacao"

Ursula Thiemer-Sachse

Vor Jahren fühlte ich mich von der Bezeichnung "*Señor del Cacao*" = Herr des Kakao für eine überlebensgroße *Ecce-Homo*-Skulptur in einer der Seitenkapellen der Kathedrale der mexikanischen Hauptstadt zu weiteren Erkundungen inspiriert. Ich konnte aus einer kleinen Informationstafel nur entnehmen, dass diese Christusfigur vor dem Vorgängerbau der heutigen Kathedrale, der nunmehr und immer noch größten Lateinamerikas, aufgestellt worden war, damit für den Neubau des Gotteshauses Almosen niedergelegt würden. Der *Señor del Cacao* gilt als eines der ältesten und am meisten verehrten Bildwerke der Kathedrale.



Kathedrale von Mexiko um 1900 (alte Postkarte).

Mich interessierte, wie man die Kakaobohnen – wie in der vorspanischen zentralmexikanischen Gesellschaft üblich gewesen – auch in der frühen Kolonialzeit noch als Kleingeld benutzt hatte. Mich beschäftigte weiterhin, wie die Kakaobohnen seitens der Kirche nun in klingende Münze verwandelt worden sind. Ich fragte mich, ob man die Bauarbeiter vielleicht mit Kakaobohnen entlohnt hat.

Um mehr zu erfahren, erwirkte ich bei der Zentralverwaltung des Erzbistums von Mexiko die Erlaubnis, im Archiv der Kathedrale nach weiteren Informationen zu suchen. In den alten Dokumenten habe ich nichts dazu gefunden. Die Ausgaben für die kirchlichen Feste und die Verpflichtungen des ersten Erzbischofs Juan de Zumárraga (1527 bis 1548 im Amte) zur Repräsentation waren zum Beispiel minutiös aufgelistet, aber nur in Münzeinheiten ausgewiesen.

Es gelang mir aber, über die Bedeutung der Kakaobohnen in Neuspanien und die Rolle der Christusfigur zu berichten: "Wer war oder ist der *Señor del Cacao*? Kakaobohnen als Währung im Vizekönigreich Neuspanien". In: Böttcher, Nikolaus / Hausberger, Bernd

(Eds.): *Dinero y negocios en la historia de América Latina: veinte ensayos dedicados a Reinhard Liebr = Geld und Geschäft in der Geschichte Lateinamerikas. Bibliotheca Ibero-Americana; 77.* Frankfurt am Main: Vervuert [u.a.] 2000, S. 39-58.

Ich möchte nicht behaupten, dass dies der Auslöser war, dass seitens des Episkopats versucht worden ist, eine genauere Information zu dieser Skulptur zu geben. Denn auch an den Gittern der anderen Seitenkapellen befinden sich inzwischen für interessierte Besucher Tafeln mit genaueren Erklärungen zur Geschichte und kunsthistorischen Bedeutung der dort befindlichen Heiligenfiguren und anderen Bildwerke und Gemälde. Vergleicht man nun aber die neuen Informationen mit den einst auf den Tafeln gegebenen lakonischen Erklärungen, erfährt man neue Details, die teilweise die alten Hinweise sogar aufheben.

Gemäß der Informationstafel müsste sich die Skulptur des *Señor del Cacao* eigentlich in der Nische auf der rechten Seite in einem Glaskasten befinden. An diesem Kasten soll noch eine Inschrift vom Ende des 18. Jahrhunderts zu entziffern sein, die auf einen Ablass verweist, der vom Erzbischof von Mexiko und Bischof von Michoacan damals denen gewährt wurde, die vor diesem heiligen Bildwerk andächtig im Gebet versanken.

Als man die Christusfigur einst vor das Portal der alten Kathedrale setzte, damit die Gläubigen als Tribut zum Aufbau des neuen Gotteshauses ihren Obulus entrichten möchten, geschah dies aus Mangel an Münzen so oft in Form von Kakaobohnen, dass es dem Bildwerk den genannten volkstümlichen Namen eintrug. Gegenwärtig jedoch sitzt die Figur nicht mehr in der Nische im Glaskasten, wohin sie gelangte, als sie ihre Aufgabe des Almosensammelns erfüllt hatte. Sie sitzt in der Nähe des Gitters – damit den Gläubigen näher. Sie wird noch heute besonders verehrt, und man legt zu ihren Füßen Gaben nieder. Dies können die Gläubigen jedoch nur mit Hilfe der verantwortlichen Kleriker tun, da gerade eben diese Seitenkapelle anscheinend immer oder meistens verschlossen ist. Zu sehen sind auf dem Samtkissen zu Füßen der Christusfigur sehr viele hingeschüttete Kakaobohnen, eine Reminiszenz der ursprünglichen Funktion. Man kann aber auch eine Flasche, eventuell Mineralwasser oder in eine entsprechende Flasche umgefüllten Alkohol, sowie ab und an auch noch andere Gaben, wohl verpackte Speisen, und eine Büchse mit einer Blume darin erkennen. Dies spricht für eine kontinuierliche aktuelle Heiligenverehrung.

Jetzt wird der *Señor del Cacao* auch als *Ecce Homo* = "Sieh, dieser Mensch"; Christus mit der Dornenkrone,

als *Señor de la Humildad* = Herr der Demut, *Señor de la Paciencia* = Herr der Geduld oder *Señor de la Cañita* = Herr des kleinen Rohrs bezeichnet, eines Rohrstengels, den er in der linken Hand hält.



Señor del Cacao (Foto: U. Thiemer-Sachse).

Das Bildwerk soll aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen, und zwar von einem anonymen Künstler geschaffen. Offensichtlich ist diese Zuordnung zum Kolonialbarock aus kunsthistorischen Erwägungen erfolgt, weil man den Künstler / Kunsthandwerker nicht kennt. Bedenkt man aber, dass die Almosen zum Bau der neuen Kathedrale (mit einer Bauzeit von 240 Jahren: von 1573 - 1810) gesammelt wurden, so kann bzw. muss man annehmen, dass es schon einen älteren *Señor del Cacao* gegeben hatte, der wie die alte Kathedrale, der Vorgängerbau (mit einem Baubeginn kurz nach 1520) aus dem 16. Jahrhundert stammte.

Die heutige Figur ist aus dem Mark von Maisstengeln hergestellt, eine an sich ältere Methode, ist polychrom bemalt und übermalt. Man hat die Skulptur also im Laufe der Zeit renoviert. Haare und Wimpern sind "echt"; sie bestehen aus Menschenhaar, eine für solche barocken Heiligenfiguren in Mexiko typische Art der Ausstattung.

Vor kurzem wurde bei Restaurierungsarbeiten eine *Caja de Tiempo* im Fundament eines der Turmkreuze der Kathedrale gefunden. Diese Schachtel enthält zu den darin niedergelegten Objekten mit Zeitbezug ein Dokument, das am 14. 5. 1791 ausgefertigt worden ist. Dieses Datum kennzeichnet den Abschluss der Bauarbeiten an der hauptstädtischen Kathedrale und wahrscheinlich auch das Ende der Zeit, in welcher der *Señor del Cacao* vor der Kathedrale für Almosen werben sollte.

Nun begann seine Zeit im dunklen Inneren der dritten rechten Seitenkapelle, etwas in Konkurrenz mit dem dort ebenfalls verehrten *San Ramón Nonato* (Raimundus Nonnatus), dem Heiligen, der einst aus dem Leib seiner unter Geburt verstorbenen Mutter herausgeschnitten wurde (gebr. um 1204 in Portello, gest. 31. 8. 1240 in Cardona / Spanien). Dieser "Ungeborene" war Mercedarier und setzte sich unter anderem besonders für die aus Afrika stammenden Sklaven ein). Er wird von Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen, Ammen und unschuldig Angeklagten um seinen Segen angefleht und gilt als besonderer Schutzheiliger der Kinder. Vor dem Gitter der Kapelle sind bunter Bänder mit den Wünschen an diesen Heiligen angebracht. In seiner Kapelle gewährt er sozusagen dem *Señor del Cacao* Asyl.

Dieser aber wird in dem ihm zugedachten, vorformulierten Gebet von den Gläubigen angefleht, er solle so, wie er einst den Bau der Kathedrale unterstützt habe, dem Betenden möglichst helfen, ein Leben zu führen, in dem er Arbeit und Gesundheit habe und einen würdigen Ort zum Leben gestalten könne, in dem niemals Glaube, Hoffnung und Liebe fehlten, und dies, damit am Ende seines Lebens Gott ihn in sein ewiges Haus aufnehmen möge. Damit ist der *Señor del Cacao* mehr denn je für die Belange der einfachen Mexikaner wichtig, die sich Arbeit und Gesundheit wünschen.

(Prof. Dr. Ursula Thiemer-Sachse)



MUTTER ERDE EIN GESICHT GEBEN

Portraits indigener Menschen Nordamerikas

Fotoausstellung von Gunter Lange

9. Januar bis 31. März 2009

Goldkuhle & Frericks

Bodanstr. 41, 78462 Konstanz

Der Wolf in der Mythologie der nordamerikanischen Indianer und Europas

Harald Müller

Neugierig, wie es nun mal Menschen Art ist, möchten wir alles Mögliche über den Wolf erfahren: Wie groß wird ein Wolf und was frisst ein Wolf? Natürlich möchten wir auch wissen, wie das Familienleben in einem Wolfsrudel abläuft.

Bevor ich allerdings auf das Wolfsleben an sich eingehe, möchte ich die Reise mit der Mythologie des Wolfes beginnen!



Grauer Wolf (*Canis lupus*)

Die Spuren der Beziehung zwischen Wolf und Mensch lassen sich unmöglich bis zu ihren Anfängen zurückverfolgen, doch nach neuesten Erkenntnissen taucht die Bezeichnung für den Wolf in den indoeuropäischen Sprachen etwa um 7000 vor unserer Zeit auf. Zu jener Zeit fühlten sich die Menschen noch Eins mit der sie umgebenden Natur. Sie sahen keine wesentlichen Unterschiede zwischen sich und den Tieren, hielten sie für ebenbürtig, einige sogar für Wesen die mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet waren.

Für den Menschen stand außer Zweifel, dass er und die Gruppe, der er angehörte, in Verwandtschaftsbeziehungen zu irgendeinem Tier (Totem) stand. Spuren und Überreste des Totemismus haben sich bei vielen Völkern Afrikas, Asiens, Amerikas und Europas lange erhalten.

Unter den verschiedenen Tierarten, die zum Totem wurde, nimmt der Wolf einen führenden Platz ein. Im Indianervolk der Tlingit an der Nordwestküste Nordamerikas und bei den Irokesen, die im Südosten der Großen Seen lebten, gab es Sippen des Wolfes. Im kanadischen Museum für Zivilisationsgeschichte in Ottawa kann der Besucher eine kleine Elfenbeinschnitzerei betrachten, die vor langer Zeit von den Tuniit, einem Volk, das vor den Inuit im Herzen der Arktis wohnte, angefertigt wurde. Diese schlichte, aufrecht stehende Figur stellt den Körper einer Frau mit einem Wolfskopf dar. Wahrscheinlich liefert sie einen Hinweis auf den heimlichen Wunsch, körperlich mit dem Wolf vereint zu sein. Oder es wird der Wunsch versinnbildlicht, so stark und so gewandt wie ein Wolf zu sein. Die Interpretation derartiger Hinterlassenschaften ist ungemein schwierig, wenn man nicht die sozialen Strukturen der Produzenten dieser Kunstwerke genau kennt. Wiederum in Nordamerika hielt der amerikanische Maler George Catlin eine Jagdszene im Bild fest.



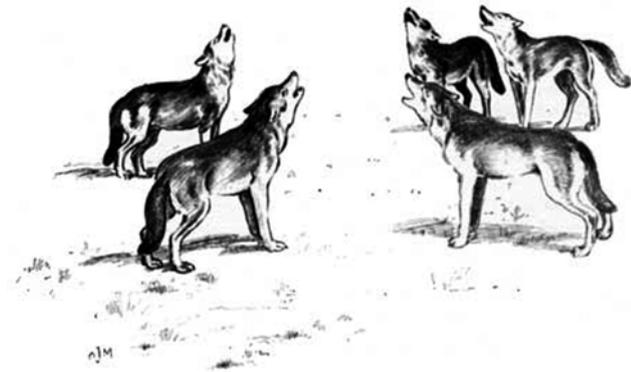
Als Wölfe getarnte Jäger (Gemälde von G. Catlin)

In der Vergrößerung sieht man zwei weiße "Wölfe", die sich, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, an eine Büffelherde anschleichen. Natürlich sind dies keine richtigen Wölfe, sondern Ureinwohner, die sich in Wolfspelze gehüllt haben, damit die Kraft und die Erfahrung ihrer vierfüßigen Freunde in sie übergehen soll.

Das Volk der Pawnee, die ursprünglich in Kansas und Nebraska wohnten, verwendete eine Sprache aus bestimmten Handzeichen. Das Zeichen für den "Wolf" war U-förmig und wurde mit dem zweiten und dritten Finger der rechten Hand gebildet. Diese wurde neben das rechte Ohr gehalten und nach vorne bewegt. Dasselbe Zeichen bedeutet auch "Pawnee".

Die Sympathie mit den Wölfen beruhte wahrscheinlich auch auf einem gewissen Nutzen, den die

Ureinwohner Nordamerikas aus den Tieren zogen, da sie die Jagdstrategie von Wolfsrudeln teilweise übernahmen.



Heulende Wölfe

Über viele Jahrhunderte hinweg war die starke Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Wolf den Ureinwohnern Nordamerikas nicht nur völlig selbstverständlich, sondern bedeutete ihnen auch weitaus mehr. Einigen Überlieferungen nach dauerte die Seelenverwandtschaft nämlich sogar über den Tod hinaus an, da den Wölfen in der Welt der Geister besonders große Macht zugesprochen wurde. So glaubten sie, die Geister der Verstorbenen sprächen durch das Geheul der Wölfe zu den Lebenden.

In einem Märchen der Cree wird folgendes erzählt:

"Nach der Sintflut zog ein Wolf mit seinem Maul solange einen Moosballen um das Floß, auf dem die wenigen Überlebenden hockten, bis sich die Erde wieder neu gebildet hatte!"

Im Götterglauben der nordamerikanischen Arapaho-Ureinwohner herrscht über die Tiere ein alter Wolf.

Die Eskimos an der Bering-Straße schmückten die Waffen, das Hausgerät und sogar die Gesichter mit Totemzeichen. Die Haupttotems waren der Wolf, der Kolkkrabe und der Gerfalke!



Grauer Wolf (*Canis lupus*) im Schnee

In Turkmenien war der Wolf das Totem von ca. 11 Sippen. Noch vor wenigen Jahrzehnten glaubten die Usbeken, bei denen sich die Organisation in Ge-

schlechtsverbände erhalten hatte, an die Hilfe ihres Urvaters, des Wolfs.

Der Wolf wurde auch von den Mongolen verehrt. In einer Legende heißt es, dass ihr Volk von einem vom Himmel geborenen Wolf und einer Hirschkuh abstammt.

Die meisten Arten des Volksglaubens hängen mit der Geburt eines Kindes und dem Bestreben, das Leben des Neugeborenen zu erhalten, zusammen.

Um einer Frau eine schwierige Geburt zu erleichtern, legte man ihr in einigen asiatischen Regionen einen Wolfskiefer wie ein Armband um das Handgelenk oder zerrieb ein Stück getrocknetes Wolfsherz zu Pulver, löste es in Wasser und gab es ihr zu trinken.

Das Neugeborene hüllte man in ein Wolfsfell, damit es lange lebte. An die Wiege hängte man als Amulett Wolfszähne, Krallen und Afterzehen.

Erwachsene Usbeken trugen, um sich gegen Jegliches zu schützen, Eckzähne, Zähne und Krallen vom Wolf mit sich. Diese Amulette durften nicht verkauft werden. Man konnte sie nur verschenken. Auch die Burjaten vertrauten auf den Schutz durch den Wolf. Wenn jemand Fieber bekam, wurde er in ein Wolfsfell gewickelt. Kasachen und Kasan-Tataren rieben bei einem Ausschlag die Stelle mit einem Wolfsschweif.

Die Jakuten wickelten einen getöteten Wolf in Heu und hängten ihn an einem Baum. Sie bestatteten ihn so, wie es bei Taigabewohnern schon immer alter Brauch war.

Die Tschuktschen verehrten den Wolf, in dem sie ein übernatürliches Wesen sahen. Wenn ein Wolf ein Rentier riß, taten sie ihm nichts, da sie fürchteten, das die übrigen Wölfe alle Tiere töten würden.

Die Jakuten hielten den Wolf für den Sohn des Gottes Uluu-Tojon.

Für die Korjaken ist der Wolf der Herr der Rentiere und der Beherrscher der Tundra.

In Europa tritt der Wolf nicht selten im Volksglauben als Beschützer auf. In Rom wurde behauptet, das ein Wolfskopf die Kraft eines Zaubers brechen könne. Eben aus diesem Grunde wurden Wolfsköpfe an die Tore der Landsitze genagelt. Zu den gleichen Zwecken verwendete man in Deutschland und Frankreich einen Wolfsrachen. Die Bauern in Sizilien bewahrten noch im 19. Jahrhundert im Pferdestall eine Wolfspfote auf.

Bei den alten Athenern herrschte der Brauch, jedem getöteten Wolf ein Begräbnis auszurichten.

Im 7. Jahrhundert n. Chr. wurde noch auf einem Kirchenkonzil festgelegt, jede Person sei anzuzeigen, die sich einen Tierschädel aufsetze oder sich in ein wildes Tier verwandele.

Deshalb sind einige Gelehrte der Meinung, der in Europa verbreitete Glauben an Werwölfe (eigentlich Wärfwolf = Mannwolf), rührte von solchen Praktiken her.

Im alten Rom wurden bis in historischen Zeiten verschieden Wolfskulte gepflegt.

Ein anderer Name für Pluton, den Totengott und Herrn der Unterwelt, war Dis Pater, der häufig mit einem Wolfskopf abgebildet wurde. Die Priester des Dis Pater hatten sich zu einer Bruderschaft zusammen geschlossen, die sich "Wölfe von Soracte" nannte.

Sie hielten ihre kultischen Feste auf einem Berg nördlich von Rom ab, dem heutigen Monte Sant Oreste.



Grauer Wolf (*Canis lupus*) im Gras

Ein weiterer bekannter Wolfskult war mit dem Herdengott Faunus Lupercus (der Wolfsabwehrer), sowie dem Luperkal, einer heiligen Grotte verbunden. Diese lag am

Nordwesthang des Palatins, und in ihr wurden die Begründer Roms, Romulus und Remus, von einer Wölfin gesäugt.

Einige Wissenschaftler glauben, die Wölfin, die Romulus und Remus ernährte und somit als Patin der römischen Zivilisation anzusehen ist, sei die etruskische Göttin Lupa gewesen. Manche Göttin, die den Urtyp der weiblichen Fruchtbarkeit verkörperte oder als Lebensspenderin verehrt wurde, wie etwa Aphrodite bei den Griechen, wurde häufig in Gesellschaft von Wölfen und Hunden gesehen. Da die Gottheit selbst Leben und Tod schenkte, galt dies auch für die Tiere in ihrer Begleitung.

Aber nicht nur Romulus und Remus waren die Einzigen, die von einer Wölfin gesäugt wurden, sondern auch die slowakischen Helden Waligor und Wyrwidub wurden von einer Wölfin und einer Bärin ernährt, ebenso der Gründer des altpersischen Reiches Kyros.

Die Furcht vor dem Wolf und der Hass auf ihn erreichten in Europa im Mittelalter ihren Höhepunkt. Eine Ursache für die anschließende Verfolgung war sicherlich der Schaden in der Landwirtschaft. Wölfe sind hoch spezialisierte Beutegreifer, die in freier Wildbahn hauptsächlich große Huftiere wie Hirsch, Elch und Karibu reißen. Wo sich ihnen die Gelegenheit bietet, fallen sie natürlich auch Rinder, Schafe und

Ziegen an und seit den frühen Tagen der Landwirtschaft haben Wölfe Hausvieh gerissen und dadurch den Menschen geschadet und seit dieser Zeit werden sie auch ständig verfolgt und bejagt.

Geschichten über Wolfsangriffe auf Menschen beruhen allerdings meist weniger auf den eigentlichen biologischen Tatsachen, als vielmehr auf einer Einstellung, die vom europäischen Christentum im Laufe vieler wechselhafter Jahrhunderte geprägt wurde.

Wölfe sprechen den Bereich der Mythen im menschlichen Verstand an, und häufig stellen sie für uns die Geheimnisse des Lebens dar, die lebensspendenden Kräfte der Erde und der Menschen, also auch der Sexualität.



Grauer Wolf (*Canis lupus*) vom Mount McKinley

Nicht von ungefähr bedeutet das lateinische Wort "lupa" sowohl "Wolf" als auch "Hure" und das englische Wort "wolf" hat die Nebenbedeutung "Schürzenjäger" und wenn ein französisches Mädchen zum ersten Mal mit einem Mann geschlafen hat, sagen ihre Landsleute hinterher: "Elle a vu le loup" (Sie hat den Wolf gesehen.).

Auch im deutschen Märchen vom Rotkäppchen ist nach Ansicht mancher Psychologen der Wolf eher ein Mädchenverführer als ein Menschenfresser.

Die Kirchen standen jedoch jahrhundertlang mit der menschlichen Sexualität auf Kriegsfuß und setzten weltliche Dinge und Fleischeslust mit dem Teufel gleich und betrachteten sie als die größte Gefahr für den Menschen. Da verwundert es kaum, dass auch die Überbleibsel heidnischen Religionen, die noch Natur-

kulte und Wolfszauber betrieben, unbarmherzig verfolgt wurden. Schon lange vor der Inquisition wurde der Wolf auch mit dem Teufel gleich gesetzt.

Schon immer war der Wolf von Mythen umwoben und eine Vielzahl illustrierter Gesichter wurde ihm ange-dichtet. Er war nicht nur der Leibhaftige mit flammend roter Zunge und gelben Schlitzaugen, dem der Schwefel aus den Nasenlöchern dampfte. Er war auch der menschenfressende Wolf. Auf ihn projizierten die Menschen so lange ihre eigene Lust, Gier und Gewalt, bis er allgemein als Verkörperung dieser Eigenschaften galt und daher mussten alle Wölfe umgebracht werden, damit die Welt von diesem Übel befreit wurde.

Als im 18. Jahrhundert die Europäer Nordamerika erreichten standen sie noch unter dem Einfluss der mittelalterlichen Darstellungen von Hexen und Wölfen. So wurden auf dem amerikanischen Kontinent abertausende von Wölfen vehement umgebracht.

In England verschwand der Wolf Anfang des 16. Jahrhunderts. In Irland konnte er sich bis Anfang des 17. Jahrhunderts halten.

1805 setzte Napoleon in Frankreich extra Bevollmächtigte zur Wolfsbekämpfung ein.

Allerdings bestimmen die vor mehr als 100 Jahren ausgesprochenen Worte mancher Wissenschaftler im wesentlichen das heutige Verhältnis zum Wolf:

"Der Wolf ist in der unberührten Natur wie auch alle übrigen Geschöpfe, nicht nur kein überflüssiges, sondern ein geradezu notwendiges Mitgeschöpf", frei nach der Wahrheit:

"Da wo der Wolf lebt, wächst der Wald!"

Viele Legenden erzählen von einem heiligen Bündnis zwischen Menschen und Wölfen, indem jeder versprach, des anderen Familie und Land zu respektieren. Die Wölfe haben ihre Vereinbarung bis heute im Wesentlichen eingehalten, während der Mensch die Tiere vielerorts systematisch nicht nur schon vernichtet hat, sondern immerwährend versucht, sie fast schon planmäßig zu dezimieren und auszurotten.

Dass der Wolf dabei auch eine Rolle spielt, hört und liest man selbst im hiesigen Deutschland, in dem der Wolf eigentlich vom Gesetzgeber geschützt werden sollte, immer wieder. Auf der einen Seite steht der Wolf unter Artenschutz und auf der anderen Seite wird er immer noch von den Waidmännern und denjenigen, die sich dafür halten, mit den seltsamsten Ausreden bejagt.

Dabei sollten wir doch froh darüber sein, dass der Wolf in unseren Breiten wieder heimisch wird, denn wo der Wolf lebt, wächst der Wald. Denn im Gegensatz zum Menschen bejagt der Wolf nur Tiere, um sein Leben und das Leben seiner Sippe zu sichern. Und diese Beutetiere sind überwiegend alte, kranke und geschwächte Tiere, so dass auch der Bestand im Beutetierbereich nicht nur gesund erhalten wird, sondern dass es auch zu keiner Überpopulation der einzelnen Beutespezies kommen kann, was sich wiederum in einem ausgeglichenen Naturhaushalt in Form von gesunder Artenvielfalt widerspiegelt.

Bilder: www.wikimedia.com (public domain)

Text: Harald Müller (Tierpfleger, Bad Soden)

Zum Tod des Schriftstellers Tony Hillerman

Tony Hillerman ist tot. Der geistige Vater von Lieutenant Joe Leaphorn und Officer Jim Chee starb am 26. Oktober 2008 im Alter von 83 Jahren. 1925 in Sacred Heart, Oklahoma, geboren, lernte er auf einer Indianerschule als Tagesschüler und bekam so zu spüren, was es hieß "eine Ein-Mann-Minderheit" zu sein. Nach der Teilnahme am 2. Weltkrieg arbeitete Tony Hillerman als Journalist, ehe er Ende der sechziger Jahre mit dem Schreiben von Kriminalromanen begann.

Wir Fans seiner sogenannten Ethno-Krimis trauern um einen Autoren, der mit seinen Büchern vielen Lesern das Leben und die Denkweise der Navaho-Indianer und die großartige Natur von New Mexico und Arizona nahegebracht hat. Auch Menschen, die sich bisher nicht für Indianer interessierten, sind von der Zeichnung seiner Hauptfiguren ebenso beeindruckt wie von den Schilderungen der Schauplätze seiner Kriminalromane. Man spürt förmlich die lastende Hitze auf den Wüstenstraßen und schmeckt den Staub der

Mesas, ist begeistert von der Logik eines Joe Leaphorn und der in der Tradition der Navaho verwurzelten Bodenständigkeit eines Jim Chee. Für viele Leser waren Tony Hillermans Bücher Anlass zu einer Reise in den Südwesten der USA. Die Navahos ehrten ihn dafür mit dem Navajo Tribe's Friend Award.

Nun werden uns keine neuen Geschichten aus seiner Feder mehr erreichen, aber er wird in seinen Romanen weiterleben. Ya-tah-he, Tony!

Aufstellung von Tony Hillermans Navaho-Krimis in der Reihenfolge ihres Erscheinens:

- Wolf ohne Fährte
- Schüsse aus der Steinzeit
- Labyrinth der Geister
- Tod der Maulwürfe
- Der Wind des Bösen
- Das Tabu der Totengeister
- Die Nacht der Skinwalkers
- Wer die Vergangenheit stiehlt
- Die sprechende Maske



- Der Kojote wartet
- Geistertänzer
- Tod am heiligen Berg
- Die Spur des Adlers
- Dachsjagd

- Das goldene Kalb
- Dunkle Kanäle
- Der Skelett-Mann

(Siegfried Jahn)

75. Geburtstag des Kiowa-Schriftstellers Navarre Scott Momaday

Am 27. Februar feiert der indianisch-amerikanische Schriftsteller Navarre Scott Momaday seinen 75. Geburtstag. Eine gute Gelegenheit, den als einen der Vorreiter zeitgenössischer indianischer Literatur geltenden Autor näher vorzustellen.



N. Scott Momaday erhielt 2007 von Präsident George W. Bush die National Medal of Arts überreicht.

Momaday wurde am 27. Februar 1934 als Sohn der Schriftstellerin Natachee S. Momaday und des Malers Al Momaday geboren. Seine frühe Kindheit verbrachte er bei seinen Großeltern in einer Reservation für Mitglieder des Kiowa-Stammes nahe Lawton, im U.S. Bundesstaat Oklahoma. Da seine Eltern auch als Lehrer in Indianer-Reservierungen arbeiteten, lernte er außer den Bräuchen der Kiowa auch die anderer Stämme des Südwestens kennen. Schon in jungen Jahren begann er ein Interesse an Literatur zu entwickeln.

Nachdem er 1958 erfolgreich sein Bachelorstudium an der University of New Mexico abschloss, ging er nach Kalifornien an die Leland Stanford Junior University, wo er 1960 seinen Master und 1963 seinen Philosophiae Doctor machte. Nach dem Erwerb seines Doktors arbeitete Momaday einige Jahre als Dozent an der University of California in Santa Barbara. Für sein anno 1968 erschienenes Buch "House Made of Dawn" (dt: "Haus aus Morgendämmerung"), erhielt er ein Jahr später den bedeutendsten aller US-amerikanischen Literaturpreise, den Pulitzer Preis, in der Kategorie Roman.

Im Buch geht es um den jungen Indianer Abel, welcher gerade aus dem Zweiten Weltkrieg heimge-

kehrt ist. Jener Krieg hinterließ ihm eine tief greifende emotionale Verwirrung. In Folge dessen beginnt er immer öfter zu Trinken und begeht schließlich einen Mord, für den er verurteilt und eingesperrt wird. Nach seiner Freilassung versucht er in Los Angeles Fuß zu fassen, doch es widerfahren ihm diverse Schicksalsschläge, welche nicht zuletzt seinem übermäßigem Alkoholkonsum zuzuschreiben sind. Letztendlich führt sein Weg wieder in seine Heimat, wo Abel nach allem doch noch seinen Platz in der Welt findet.

Im gleichen Jahr erscheint Momaday's Buch "The Way to Rainy Mountain" (dt: "Der Weg zum Regen-berg"), in welchem er die Geschichte der Kiowa und auch seiner selbst reflektiert und unter Anderem zum Ausdruck bringt, welch verheerenden Einfluss westliche Zivilisationen auf Gefüge, Kultur und Tradition eines Stammes ausüben.

Des weiteren ging er zu jener Zeit an die University of California in Berkeley um dort Vorlesungen in Komparatistik und englischer Literatur zu halten. Doch schon nach vier Jahren in Berkeley zog es ihn wieder an die renommierte Fakultät in Stanford, wo er als Literaturprofessor, hauptsächlich indianische Literatur unterrichtete. Seit 1982 lehrt er in Tuscon an der University of Arizona. Seine Lehrtätigkeit führte ihn als Gastprofessor mitunter nach Moskau, Princeton und Regensburg. Weitere Werke Momaday's sind: "The Ancient Child" (dt: Im Sternbild des Bären), "Circle of Wonder: a Native American Christmas Story", "The Gourd Dancer" und "The Man Made of Words".

Für seine Werke über die indianische Kultur und seine Bemühungen zur Integration der Native Americans wurden ihm abgesehen vom Pulitzer Preis noch der Acedemy of American Poets Prize, der Premio Mondello und die National Medal of Arts, die wichtigste durch den amerikanischen Kongress vergebene Auszeichnung für Künstler, verliehen.

Nicht nur als Autor sondern auch als Maler hat er sich einen Namen gemacht und illustriert mittlerweile seine Bücher selbst.

Navarre Scott Momaday's Anstrengungen nord-amerikanisch-indianische Kultur nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, haben ihn zu einem der wichtigsten Vertretern dieses Genres werden lassen, der auch über die Grenzen Amerikas hinaus Gehör findet.

(Christian Geipel)

Kanada/Quebec/Algonquin Territory: Verhaftungen bei Straßenblockade

Fünf Mitglieder der Barriere Lake Algonquin (Mit-chikanibikok Inik), darunter Chief Benjamin Nottaway, wurden bei einer friedlichen Blockade des Highway 117 von kanadischen Sicherheitskräften verhaftet. Für die Algonquin sind die Blockaden die letzte Möglichkeit, gegen die Verletzung ihrer Verträge mit der kanadischen Regierung und gegen die schleichende Inbesitznahme ihres Landes zu demonstrieren. Im Jahr 1991 hatten die Barriere Lake Algonquin ein trilaterales Abkommen mit den Regierungen von Kanada und der Provinz Quebec geschlossen, das ihnen eine Mitbestimmung über 4.000 Hektar ihres traditionellen Territoriums zusprach. Aber Kanada und Quebec haben diese Vereinbarung bisher nicht umgesetzt.

Im März 2008 hatte Kanada eine Stammesregierung anerkannt, die nicht von den Ältesten des Stammes legitimiert wurde. Offiziell werden die Blockaden und die Proteste gegen die Verletzung des Abkommens von 1991 als interne Stammesangelegenheit gewertet.

Bereits im Oktober 2008 blockierten die Barriere Lake Algonquin den Highway 117, nachdem alle anderen Bemühungen um Anerkennung der Verträge gescheitert waren. Die Blockade wurde durch ein Großaufgebot der Polizei unter Einsatz von Tränengas aufgelöst. Die Grüne Partei Kanadas hat mittlerweile eine Untersuchung der Vorfälle gefordert, insbesondere in Bezug auf die Verletzung des Rechts auf Versammlungsfreiheit. "Es reicht nicht aus, sich bei den First Nations Kanadas zu entschuldigen, diese brauchen reelle Hilfe", sagte Elizabeth May, Präsidentin der "Green Party of Canada".

Die Algonquin sehen keine andere Wahl, als weiter zu protestieren, auch mit Straßenblockaden — aktuelle Informationen im Internet auf der Seite <http://barrierelakesolidarity.blogspot.com/>. Augenzeugen-Videos von den Blockaden: <http://blip.tv/file/1391794>

(Astrid Karsch)

Große rem-Sonderausstellung "Klang der Kulturen"

Frühjahr 2010 in den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen



Reiss-Engelhorn-Museen
Zeughaus C5
68159 Mannheim
www.rem-mannheim.de
Tel +49(0)621-293.3150
Fax +49(0)621-293.9539
reiss-engelhorn-museen@mannheim.de

Öffnungszeiten:
Di – So (auch an Feiertagen) 11-18 Uhr
(für Schulklassen-Führungen ab 9 Uhr geöffnet)
Mo geschlossen

Langgefäßflöte mit figürlichem Aufsatz. Costa Rica, um 1000 (Flötenrohr) und um 200 (Figurengruppe). Länge 35 cm.
© rem, Foto: Jean Christen

Zu den Sammlungsbeständen der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim zählen mehr als 2000 hervorragende europäische und außereuropäische Musikinstrumente, darunter etwa 450 vorspanische Klangartefakte Süd- und Mesoamerikas. Ausgewählte Objekte werden ab 2010 im Bassermann-Haus für Musik und Kunst der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim dem Besucher erstmalig zugänglich gemacht. Die Gesamtschau "Klang der Kulturen" wird die musikalische Vielfalt der Welt in Geschichte und Gegenwart darstellen. Dabei soll besonders auf die Aspekte der Musik eingegangen werden, die alle Menschen teilen. Gerade heute, in einer immer stärker globalisierten Welt, wirkt Musik verbindend und kann zu einem besseren gegenseitigen Verständnis führen. Dafür ist es jedoch unablässig, in die Vergangenheit zu schauen und die eigenen Musiktraditionen zu verstehen. Diese können uns heute mitunter so fremd vorkommen wie etwa die indigene Musik Amerikas den europäischen Eroberern der Renaissance.

Bei der Ausstellung wird es sich nicht um eine reine Vitrinenschau handeln. Ganz besonderer Wert soll auf den zeitlichen, räumlichen und gesellschaftlichen Kontext gelegt werden, in dem die ausgestellten Musikinstrumente jeweils standen und stehen. Dabei soll auch der Klang nicht vergessen werden, denn was wäre eine Musikausstellung ohne Musik? So werden dem Besucher Möglichkeiten gegeben, Nachbauten ausgestellter Instrumente selbst auszuprobieren, in Klangräume einzutauchen und auf diese Weise die faszinierende Welt der Musik zu erleben.

Western Shoshone kämpfen gegen den Goldrausch der heutigen Zeit

Die Western Shoshone, ein Indianerstamm mit einem traditionellen Gebiet von 250.000 Quadratkilometern auf dem Gebiet der heutigen US-Bundesstaaten Nevada, Kalifornien, Idaho und Utah, könnten ihr Land auch als eine Kriegszone bezeichnen. Die US-Regierung hat das Land der Shoshone nicht nur als Testgebiet für Hunderte von Nuklearwaffen genutzt, sondern auch als Lager für radioaktiven Müll, und sie hat den Yucca Mountain als nationale Lagerstätte für noch mehr Atommüll vorgeschlagen - jetzt aber drohen Goldgräber, unter ihnen kanadische Firmen, das Herz des Landes der Western Shoshone zu zerstören.

So erhielt die kanadische Firma Barrick Gold Corporation, das größte Goldförderunternehmen der Welt, am 12. November 2008 die Genehmigung seitens des Bureau of Land Management der USA, ihre Pläne im Land der Western Shoshone und insbesondere am Mount Tenabo, einem heiligen Berg der Western Shoshone, umzusetzen. Am Hang des Mount Tenabo soll im Rahmen des "Cortez Hills Expansion Project" eine der größten offenen Goldminen des Landes entstehen. Dabei würden 20 Quadratkilometer Pinienwald - eine der traditionellen Nahrungsquellen der Western Shoshone - zerstört und eine riesige zyanidhaltige Halde am Südhang des Berges geschaffen werden. Dieses Vorgehen würde die Entwässerung in der Region verstärken und das Gebiet durch unterirdische Detonationen erschüttern.

Mehrere Stammesgruppen der Western Shoshone und verschiedene Umweltschutzgruppen haben vor dem Bundesgericht in Nevada den sofortigen Stopp des Bau der Mine gefordert. Für die Shoshone sind der Mt. Tenabo und seine Umgebung Teil ihres ange-

stammten Landes, das nie an die USA abgetreten wurde. Dennoch wird das Land unter Umgehung des Vertrages von 1863 zwischen den Western Shoshone und der US-Regierung von US-Politikern und Firmen als öffentliche Rohstoffquelle insbesondere für Gold behandelt.

Bei der Barrick Gold Corporation selbst ist man der Meinung, alle Gesetze einzuhalten. Außerdem schaffe das Projekt Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten im ländlichen Nevada. Auch innerhalb der Shoshone gibt es geteilte Meinungen. Die Barrick Gold Corporation hat ein Abkommen mit einigen Gruppen der Western Shoshone in Nevada geschlossen, das die Bildung eines Fonds beinhaltet, der an die Erträge aus der Cortez Hills Mine gekoppelt ist. Mit Hilfe dieses Fonds sollen Bildung und Ausbildung der Western Shoshone verbessert werden.

Die Gegner des Projekts führen u.a. an, dass durch die geplante Goldmine fast 30 Quadratkilometer Land am und um den Mt. Tenabo zerstört werden. "Worin bestehen eigentlich unsere Werte, wenn wir diesen heiligen Berg, diese uralte Kirche zerstören, nur um vielleicht 10 Jahre lang Gold zu fördern?" fragt Larson Bill, Vizepräsident des Rates der South Fork Band.

Und Carrie Dann vom Western Shoshone Defense Project sagt: "Die Erde geht am Handeln der Menschen zugrunde. ... Hört auf - Ihr tötet die Erde. Ihr tötet die Mutter allen Lebens - für Gottes Segen. Wacht auf und hört, was wir zu sagen haben: Behandelt sie sorgsam und liebevoll, denn sie ist unsere Mutter." Siehe auch Informationen im Internet.

(Astrid Karsch)

Ernst Probst: Superfrauen aus dem Wilden Westen

Wenn der Begriff "Wilder Westen" fällt, denkt man meistens an mehr oder minder tapfere Männer wie indianische Häuptlinge, Krieger, Medizinmänner oder weiße Pioniere, Farmer, Jäger, Soldaten, Sheriffs und Revolverhelden. Von tüchtigen Frauen ist in dieser Welt, in der Gewalt oft eine große und traurige Rolle spielte, weniger die Rede. Doch in Wirklichkeit haben im Wilden Westen auch zahlreiche Frauen mutig "ihren Mann gestanden" und manchmal sogar - wie die Meisterschützin Annie Oakley - Mitglieder des angeblich "starken Geschlechts" übertroffen. Darauf weist das Taschenbuch "Superfrauen aus dem Wilden Westen" in Wort und Bild hin. Die Biografien der "Superfrauen aus dem Wilden Westen" stammen mit wenigen Ausnahmen - nämlich Lozen, Mohongo und Queen Betty - aus drei Titeln der insgesamt 14-bändigen Taschen-

buchreihe "Superfrauen" von Ernst Probst. Nämlich "Superfrauen 1 - Geschichte", "Superfrauen 2 - Religion" und "Superfrauen 7 - Film und Theater". Als "Superfrauen im Wilden Westen" werden vorgestellt: die Scharfschützin Calamity Jane, die selige Katharina Tekakwitha, die Kriegerin Lozen, der Showstar Adah Isaacs Menken, die Sachen-Ehefrau Mohongo, die Meisterschützin Annie Oakley, die Indianer-Prinzessin Pocahontas, die Anführerin Queen Betty, die indianische Volksheldin Sacajawea, die "Banditenkönigin" Belle Starr und die Zirkuspionierin Agnes Lake Thatcher. "Superfrauen aus dem Wilden Westen" (ISBN: 3640125975) ist bei "GRIN Verlag für akademische Texte" erschienen und bei "Libri" www.libri.de für 14,99 Euro erhältlich. (Pressemitteilung)



Linden-Museum Stuttgart - Schamanen Sibiriens: Magier, Mittler, Heiler

Das Linden-Museum Stuttgart zeigt vom 13. Dezember 2008 bis 28. Juni 2009 in Zusammenarbeit mit dem Russischen Ethnografischen Museum St. Petersburg die Sonderausstellung "Schamanen Sibiriens: Magier, Mittler, Heiler".

Sibirien fasziniert: durch sein vielfältiges Klima, seine noch weitgehend unbekanntes Naturlandschaften, seine Kulturen – und den Schamanismus. Die Ausstellung greift diese Faszination auf und präsentiert 160 erstmals in Westeuropa zu sehende Spitzenobjekte der weltweit bedeutendsten Sibiriensammlung des Russischen Ethnografischen Museums St. Petersburg. Ergänzt durch noch nie gezeigte Objekte der Sibiriensammlung des Linden-Museums werden bei dieser zukunftsweisenden Museumskooperation die sibirischen Lebens- und Glaubenswelten lebendig.

Die Ausstellung ermöglicht umfassende und überraschende Einblicke in die Lebenswirklichkeiten der sibirischen Völker. Im Mittelpunkt steht die bis heute verbreitete, religiös-magische Weltanschauung des Schamanismus. Schamanistische Elemente sind in der ganzen Welt zu finden, aber in keinem anderen Kulturraum waren Zivilisation und Kunst so tief mit dem Schamanismus verwoben wie in Sibirien. Die Menschen dort suchen den Dialog mit der extremen Natur, um in ihr überleben zu können: Schamanen nehmen im Zustand der Trance Kontakt zu übernatürlichen Kräften auf, um das Gleichgewicht zwischen Mensch, Natur und Geisterwelt wiederherzustellen.

Die Ausstellung erzählt in spannenden Inszenierungen die Lebensgeschichten historischer Schamanen. Sie präsentiert ihre reich verzierten Gewänder und Ritualgegenstände wie Trommeln und Spiegel und lässt ihre Musik ertönen. Sie thematisiert Sibirien aber auch im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, gibt zeitgenössischen sibirischen Künstlern Raum und zeigt, wie der Schamanismus bis heute fortlebt.

Das Themenwochenende "Ruf der Trommel" am 28.2. und am 1.3. beschäftigt sich mit dem Schamanismus in Westsibirien. Am 7.3. und 8.3. wird unter dem Titel "Magier, Mittler, Manager" der Fokus auf dem heutigen Schamanismus liegen. In der Langen Nacht der Museen Stuttgart, am 21.3. tritt "Hosoo und das Ensemble Transmongolia" auf. Das Themenwochenende "Immer unterwegs" am 18.4. und 19.4. zeigt in Vorträgen und Birkenrinden-Workshop das Leben der Nomaden zwischen Heute und Morgen.

Katalog zur Ausstellung mit Beiträgen internationaler Wissenschaftler: € 29,90.

Bestellung: shop@lindenmuseum.de, Tel.: 0711.2022-425.

Für den Ausstellungsbesuch gibt es einen Audioguide (dt./engl.) sowie ein Forschertagebuch für Kinder.

Das Linden-Museum Stuttgart dankt Lernidee Erlebnisreisen für die Unterstützung der Ausstellung. (Pressemitteilung)



Staatliches Museum für Völkerkunde
Hegelplatz 1
70174 Stuttgart
Tel. 0711.2022-3
www.lindenmuseum.de

13. Dezember 2008 bis 28. Juni 2009

In Kooperation mit dem Russischen Ethnografischen Museum St. Petersburg



© REM St. Petersburg

Das Linden-Museum Stuttgart präsentiert 160 Spitzenobjekte der weltweit bedeutendsten Sibiriensammlung des Russischen Ethnografischen Museums St. Petersburg erstmalig in Westeuropa – ergänzt durch noch nie gezeigte Exponate der eigenen Sibiriensammlung.

Eintritt: € 7,-/5,-

Ausstellung im Überseemuseum Bremen: "Sitting Bull und seine Welt"



13.12.2008 - 3.5.2009

Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums, Wien, in Zusammenarbeit mit dem Überseemuseum Bremen und Vapriikki, Tampere, Finnland.

Auf 800 m² erlaubt die Ausstellung einzigartige Einblicke in die Welt der Plains-Indianer zwischen 1830 und heute. Die Besucher sehen rund 180 Originalobjekte der Lakota, darunter auch Gegenstände aus dem persönlichen Besitz Sitting Bulls, sowie eine beeindruckende Sammlung historischer Fotografien, die die Biografie Sitting Bulls erzählen und vielfältige Einblicke in Vergangenheit und Gegenwart der Lakota erlauben.

Eintrittspreise und Öffnungszeiten (montags geschlossen)
unter: www.uebersee-museum.de

Neue Dauerausstellung im GRASSI Museum für Völkerkunde zu Leipzig eröffnet



In der völlig neu gestalteten Dauerausstellung "Rundgänge in einer Welt" wurde am 28. November 2008 der Abschnitt "Die Amerikas – Lebenswelten vom Eismeer bis nach Feuerland" eröffnet.

Unter reger Beteiligung der Öffentlichkeit konnte der Direktor des Museums, Dr. Claus Deimel, die neue Ausstellung eröffnen. Dabei überreichte der Konsul für öffentliche Angelegenheiten des Generalkonsulats der USA in Leipzig, Herr James Seward, dem Museum mehrere Reproduktionen aus der Fotosammlung von Edward S. Curtis.

Die Festrede hielt Prof. Christian Feest, der Direktor des Museums für Völkerkunde in Wien.

Vorab erfuhren die Besucher einiges Wissenswertes über die Entstehung der neuen Ausstellung. Von den über 20.000 Exponaten, die das Leipziger Museum allein zu Amerika besitzt, konnten nur 2000 ausgestellt werden. Es lagern also noch einige Schätze im Magazin.

In einem anschließenden Rundgang hatten alle Besucher die Möglichkeit, die Exponate selbst in Augenschein zu nehmen. Wer die früheren Ausstellungen zu Amerika in Leipzig kennt, der wird viele neue Exponate sehen. Aufgrund der Zusammenlegung der drei sächsischen Völkerkundemuseen in Leipzig, Dresden und Herrnhut sind nun in Leipzig auch Exponate zu sehen, die bisher in Dresden oder Herrnhut lagerten.

Das Museum hat keine Mühen gescheut, mit anderen Organisationen zusammen zu arbeiten. Beispielsweise wurde der Dresdner Verein "Maria Reiche" um Unterstützung gebeten und lieferte für die Ausstellung die Aufnahme einer selten zu sehenden Geoglyphe aus der Pampa von Nasca sowie Materialien über Maria Reiche. (M. Koch)

Lippisches Landesmuseum Detmold

Ameide 4
32756 Detmold

Tel. 05231/9925-0
Fax: 05231/9925-25
mail@lippisches-landesmuseum.de
www.lippisches-landesmuseum.de

In reizvoller Lage am Detmolder Burggraben liegt das größte Regionalmuseum Ostwestfalen-Lippes. Auf 5000 m² Ausstellungsfläche werden umfangreiche Sammlungen zur Ur- und Frühgeschichte, Naturkunde, Volkskunde, Landesgeschichte, Kunstgeschichte, Völkerkunde sowie Möbel- und Innenarchitektur präsentiert.

Interessante Sonderausstellungen, Vorträge, Museumsfeste, Workshops und themenbezogene Führungen ergänzen das große Angebot. Für Gruppen sind auch "Kaffeeprogramme" buchbar.



Öffnungszeiten:

Di. bis Fr. 10.00 - 18.00 Uhr, Sa. und So. 11.00 - 18.00 Uhr
Bei Führungen Einlass auch vor 10.00 Uhr möglich
Montags und am 24. und 25. Dez., 31. Dez., 1. Jan. und 1. Mai geschlossen

Staatliche Museen zu Berlin - Ethnologisches Museum

Lansstraße 8, 14195 Berlin-Dahlem

Mit 500.000 Objekten aus allen Erdteilen und großen Beständen an Tonaufnahmen, Fotodokumenten sowie Filmen gehört das Ethnologische Museum zu den größten und bedeutendsten seiner Art. Es sammelt, bewahrt und erforscht vor allem die materiellen Kulturzeugnisse vorindustrieller Gesellschaften, überwiegend aus den außereuropäischen Gebieten.

Für Interessenten indianischer Kulturen sind insbesondere die Dauerausstellungen **AMERIKANISCHE ARCHÄOLOGIE** und **INDIANER NORDAMERIKAS** sehenswert.

Die Ausstellung AMERIKANISCHE ARCHÄOLOGIE zeigt die Vielfalt der vorspanischen Kulturen Meso-, Zentral- und Südamerikas, von 2000 v. Chr. bis zur ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Neben einmaligen Reliefstelen aus Guatemala sind u. a. bemalte Tongefäße der Maya, aztekische Götterfiguren aus Stein und ein Ensemble von Goldobjekten aus Mittelamerika, Kolumbien und Peru zu sehen.

Vergangenheit und Gegenwart der Kulturen der Prärie- und Plainsindianer, des Südwestens, Kaliforniens, der Nordwestküste und der Arktis sind Inhalt der Ausstellung INDIANER NORDAMERIKAS.



UNESCO – Weltkulturerbe

Costa Rica – Land des Weltkulturerbes



Übersichtskarte: Costa Rica ("Reiche Küste")

Costa Rica ist ein Land traumhafter, paradiesischer und lebendiger Landschaften, die zum Weltkulturerbe der Menschheit gehören.

Vom Norden bis zum Süden finden sich Plätze mit charakteristischen Eigenheiten, die unterschiedlicher nicht sein können. An der Pazifikküste im Nordwesten des Landes befindet sich die Provinz Guanacaste, deren Ebenen eine große Bedeutung für den landwirtschaftlichen Anbau und für die Viehzucht besitzen. Die dortigen Strände sind für heimische Tiere natürliche Zufluchtsorte und für uns Menschen Weltkulturerbestätten.

In Guanacaste kann man viele Strände besuchen, wie Nacazcol, Coco Hermosa, Junquillal, Nosara oder Montezuma, die berühmt sind für ihre Schönheit, ihre Flora und Fauna. Der Strand von Conchal ist vollkommen mit Muscheln bedeckt. Ebenso findet man hier den unter Schutz stehenden Nationalpark Rincón de la Vieja, einen aktiven Vulkan von 400 Quadratkilometern und 1916 Metern Höhe. In seinem Inneren gibt es einen 400 Meter breiten Süßwassersee von überwältigender Schönheit, an den die Tapire (*Tapirus bairdii*) zum Trinken kommen. Die letzte Periode der Aktivität registrierte man zwischen 1966 und 1975 und die letzten Eruptionen fanden 1991 und 1995 statt.

Einer der bedeutendsten Strände ist der Playa Ostional, der sich ebenso wie der Playa Nacinte im Nationalpark Santa Rosa befindet. Hier gibt es Nistplätze der

Dunklen Meeresschildkröte (*Lepidochelys olivacea*), die man vor allem von Juli bis November im letzten Viertels des abnehmenden Mondes beobachten kann. Außerdem leben hier Lederschildkröten (*Dermochelys coriacea*) und Schwarze Suppenschildkröten (*Chelonia agassizii*).



Affen, Playa Conchal

Der Nationalpark Palo Verde umfasst 12 verschiedene Habitate, seine Ebene wird durch Flüsse und kleine Hügel begrenzt. Palo Verde ist eines der Gebiete mit der größten ökologischen Vielfalt in Costa Rica. Hier gibt es Konzentrationen von Wasser- und Watvögeln ganz Amerikas. Zwischen September und März versammeln sich in den Lagunen und Feuchtgebieten etwa 60 Vogelarten, sowohl einheimische als auch durchziehende, um sich zu ernähren und fortzupflanzen. Die größten Gruppen sind die Herbstpfeifgans (*Dendrocygna autumnalis*) mit etwa 25.000 Tieren, die Blauflügelente (*Anas discors*) mit etwa 15.000 Tieren und der Waldstorch (*Mycteria americana*) mit ca. 4000 Exemplaren.



Isla de Coco





Isla de Coco

Das zum Nationalpark erklärte Meeresschutzgebiet Isla de Coco findet man 532 Kilometer vor der costaricanischen Küste nach einer 36stündigen, von Delfinen begleiteten Bootsfahrt. Die Insel Coco besitzt eine riesige Artenvielfalt mit typischen einheimischen Arten, die es nur hier gibt. Deshalb wurde die Region 1978 zum Nationalpark, später zum Meeresschutzgebiet erklärt. 1997 erfolgte die Ernennung zum Weltkulturerbe durch die UNESCO und 1998 die Einstufung als bedeutendes Feuchtgebiet nach der internationalen Konvention von Ramsar.

1987 besuchte Jacques Cousteau die Insel und hinterließ dort seine Spuren.

Die Insel ist ein wichtiges Gebiet für die Reproduktion von Arten wie Delfinen, Korallen, Mantelrochen, 27 Hai-Arten; wobei neben den Weiß- und Schwarzspitzenriffhaien die Hammerhaie (*Sphyrna lewini*) und die Walhaie (*Rhincodon typus*) dominieren.

Zudem leben hier etwa 16 Prozent der endemischen Spezien.

Die Cordillera von Talamanca im Süden des Landes ist ein gewaltiges Berggebiet mit dem höchsten Gipfel des Landes, dem Chirripó, der 3820 Meter hoch aufragt. Dieser Nationalpark ist ein wichtiges Touristenzentrum. Auf die Gipfel der Berge gelangt man nur zu Fuß, der Besuch des unerschlossenen Parks ist somit ein ganz besonderes Abenteuer.

Lange vor Ankunft der Spanier war Talamanca die Heimat der indigenen Cabécar und Bibris, die in der Ortschaft Shiroles im Tal von Talamanca und in weiter entfernten Regionen lebten.

Sie betrieben eine Polykultur, d.h. sie bauten verschiedene Produkte am selben Ort an: wie Kakao und verschiedene Arten von Bananen.

Diese Menschen kannten keine Elektrizität, sie lebten im Einklang mit der Natur.

Das waren nur einige wenige Beispiele aus der "Vielfalt der Paradiese", die unser schönes Land, das allen gehört, zu bieten hat.

(Text und Abbildungen: Carolina Calvo Cedeño, Costa Rica; aus dem Spanischen übertragen: Mario Koch)

Aktuelle Meldungen aus Südamerika (Survival International)

Brasilien:

Am 11. Dezember 2008 hat der Oberste Gerichtshof Brasiliens in einem entscheidendem Fall beschlossen, die Landrechte der Indigenen aufrechtzuerhalten.

Der Gerichtsbeschluss bezieht sich auf das indigene Territorium Raposa-Serra do Sol (Bundesstaat Roraima). Eine kleine Gruppe einflussreicher Farmer hatte beim Obersten Gerichtshof einen Antrag eingereicht. Lokale Politiker unterstützen den Antrag. Der Antrag forderte die Aufhebung der legalen Anerkennung des Territoriums durch die brasilianische Regierung. Der brasilianische Präsident Lula hatte dies 2005 zum Gesetz gemacht.

Jetzt haben acht von elf Richtern des Obersten Gerichtshofes das Recht der Indigenen auf dieses Land bestätigt. Das Land sei auf der Grundlage der Verfassung abgegrenzt worden. Sie bestätigten die Bedeutung einer fortwährenden Abgrenzung von indigenem Land. Weiterhin stellten sie fest, dass diese Gebiete innerhalb der Grenzen Brasiliens keine Gefahr für die nationale Souveränität darstellen.

Dreißig Jahre lang hatten die fünf indigenen Völker des Raposa-Serra do Sol Gebietes um die Rückgewinnung ihres angestammten Landes gekämpft. Nachdem das Gebiet als indigenes Land abgegrenzt wurde, weigerten sich die Farmer, die Gegend zu verlassen. Seit dieser Grenzziehung, haben die Farmer eine Reihe von Gewalttaten gegen die dort lebenden brasilianischen Indigenen begangen, um nicht das Gebiet verlassen zu müssen.

Allerdings wurde noch nicht festgelegt, zu welchem Termin die Farmer das Land verlassen müsse. Also muss noch abgewartet werden, was die Zukunft bringt.

Brasilien:

Mitte Dezember griffen Arbeiter an einem Staudamm eine Gruppe der Enawene Nawe an, die in der Nähe des Baugeländes für den Damm fischten.

Enawene Nawe Sprecher Daliamase sagte, die Arbeiter zwangen die vier Indigene, zwei Erwachsene und zwei Kinder, sich auf den Boden zu legen. Dann bedrohten sie die Liegenden, schlugen sie mit Stöcken und steckten ihnen Waffen in den Mund.

Die Arbeiter ließen die Indianer erst viel später frei, als Polizisten der Qual ein Ende setzten. Die Enawene Nawe Kinder waren sichtlich eingeschüchtert.

Ein Vertreter der Baugesellschaft, die den Staudamm baut, bestritt, dass die Arbeiter aggressiv gehandelt hätten und behauptete die Indianer hätten versucht das Baugelände ohne Genehmigung zu betreten.

Am Fluss Jurena, der durch Enawene Nawe Land fließt, sollen mehr als 70 Staudämme gebaut werden. Die Staudämme werden das Wasser verschmutzen und die Fische daran hindern ihre Laichgebiete zu erreichen. Fische sind ein wesentlicher Bestandteil der Ernährung der Enawene Nawe, da sie kein rotes Fleisch essen, und spielen auch eine entscheidende Rolle in ihren Stammesritualen.

Im Oktober besetzten die Enawene Nawe das gleiche Baugelände und legten es still, um so das Wasser und die Fische, auf die sie angewiesen sind, zu schützen.

Chile:

Chile hat im September 2008 das internationale Gesetz für die Rechte der indigenen Völker unterzeichnet. Der Senat von Chile hatte bereits im März 2008 für die Ratifizierung der Konvention 169 der International Labour Organisation (ILO) gestimmt, aber es hatte noch die Bewilligung der Präsidentin Michelle Bachelet gefehlt. Daher hatten Indigene aus Chile Anfang des Monats einen Brief mit der dringenden Bitte die Konvention zu unterzeichnen an Bachelet geschrieben. Am 15. September verkündete die ILO, die Ratifizierung sei abgeschlossen.

Paraguay, Nov. 2008:

Survivals bahnbrechender Film über unkontaktierte indigene Völker wurde an alle Mitglieder des paraguayischen Kongresses geschickt, um auf die Bedrohungen der Ayoreo-Totobiegosode, Paraguays letzte unkontaktierte Indigene, aufmerksam zu machen.

Der Film, der von den spanischen Prominenten Ana Belén und Oscar Jaenada kommentiert wird, zeigt ein Interview mit einem Angehörigen der Ayoreo-Totobiegosode und zuvor nicht gesehenes Filmmaterial über das zerstörte Territorium seines Volkes. Zudem enthält er außergewöhnliches Filmmaterial von einigen der weltweit am stärksten isoliert lebenden Völkern in Brasilien, Peru und Indien, einschließlich des Moments des ersten Kontakts des brasilianischen Volks Korubo mit Außenstehenden.

Die mit vielfachen Preisen ausgezeichnete Sängerin und Schauspielerin Ana Belén sagte im Rahmen der Premiere des Films: "[Unkontaktierte indigene Völker] sind die am meisten gefährdeten Völker der Erde. Wenn ihr Land und ihr Recht dort zu leben nicht geschützt werden, werden sie bald aussterben."

Der Schauspieler Oscar Jaenada konstatierte: "Es ist traurig, dass die [echten] Wilden nicht diejenigen sind, die im Wald leben, sondern diejenigen die diesen zerstören. Warum lassen wir es zu, dass diese Tragödien weiter andauern?"

Das Land der Totobiegosode wurde von zwei brasilianischen Firmen rapide zerstört, um Weiden für die Rinderviehzucht zu schaffen. Die zerstörten Landflächen haben sich seit Mai bereits verdreifacht.

Im vergangenen Jahr legte Survival den Botschaften Paraguays in West-Europa eine Petition mit 57.000 Unterschriften vor, um das paraguayische Parlament zu bitten, den Totobiegosode ihr Land zu überschreiben.

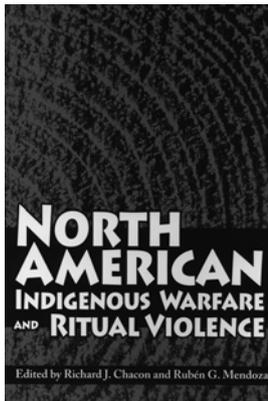
Einige Angehörige der Totobiegosode haben bereits Kontakt zur Außenwelt und versuchen seit 1993 die letzten substanziellen Landesteile ihres Territoriums zu schützen. Paraguays Regierung ist nach internationalem Recht verpflichtet, ihnen ihr Land zu überschreiben.

Der Vorsitzende von Survival International, Stephan Corry, sagte heute: "Paraguay ist dafür bekannt, das Zuhause des letzten unkontaktierten indigenen Volkes außerhalb des Amazonas zu sein und viele Menschen auf der Welt haben ein großes Interesse an ihrem Schicksal. Viel zu lange wurde ihr Heimatland vor den Augen der desinteressierten Regierung Paraguays zerstört – wir hoffen das sich dies nun ändert."

Der Beitrag beruht auf Recherchen von Survival International (siehe auch: www.survival-international.de). (M. Koch)



Rezeensionen



Richard J. Chacon; Rubén G. Mendoza (Ed.):

North American Indigenous Warfare and Ritual Violence.

Tucson: University of Arizona Press, 2007.

283 Seiten, \$ 50,00; gebunden; sw-Abbildungen und Übersichtskarten.

ISBN 978-0-8165-2532-4

(in engl. Sprache)

Das Buch behandelt die Frage, in welchem Umfang die Indianer Nordamerikas vor Ankunft der Europäer in kriegerische Ereignisse verwickelt waren, welche Hintergründe diese Auseinandersetzungen vermutlich hatten und welche Nachweise es hierfür gibt. Das Ergebnis ist bestürzend: Mitnichten trafen die ersten Europäer auf indianische Völker, die in "Frieden und Weisheit" miteinander umgingen.

Die einzelnen Beiträge des Buches stammen von verschiedenen Fachleuten. Es werden geografische Regionen untersucht, aber auch die Frage, wie sich kriegerische Einwirkungen anhand von Knochenfunden nachweisen lassen bzw. ob es zeitliche Phasen besonderer kriegerischer Intensität gegeben hat.

Die Autoren legen dar, dass man unter Krieg nicht nur Massenergebnisse mit punktuell hohen Verlusten, sondern auch einen permanenten Zustand sehen muss, der regelmäßige geringe Verluste bewirkt, aber die Bevölkerung dauerhaft unter Stress setzt.

Es werden u.a. die verschiedenen Formen kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen den Eskimogruppen des westlichen Alaska und den benachbarten Athapaskenstämmen sowie der östlicher lebenden Cree mit ihren nördlichen Eskimonachbarn dargestellt. Gerade bei den Cree finden sich genügend Anhaltspunkte, die eine lange, in die voreuropäische Zeit zurückführende Tradition der Kriegführung mit den Eskimo deutlich machen. Es wird dargestellt, wie schließlich die Händler der Hudson Bay Company die Situation zu beruhigen versuchten, da die kriegerische Unruhe die geschäftlichen Aktivitäten störte. Es werden Beispiele aufgeführt, dass die westlichen Cree, wenn sie das Zusammentreffen mit den "Eskimofeinden" verfehlten, mitunter ihre östlich lebenden Sprachverwandten überfielen.

Aus vergleichsweise spärlichen, jedoch nicht zu übersehenden Hinweisen auf kriegerischen Ereignisse, in die die kalifornischen Chumash verwickelt waren, wird deutlich, dass auch das südliche Kalifornien in voreuropäischer Zeit keine friedliche "Insel" war, wie früher angenommen wurde. Es finden sich zahlreiche kriegerische Aktionen mit zerstörten Dörfern und vielen Toten überliefert. Neben Streitigkeiten, die individuelle Hintergründe hatten, scheinen insbesondere wetter- und klimabedingte Nahrungsengpässe Übergriffe auf andere Gruppen verursacht zu haben.

Auch die Charakterisierung der "friedlichen Pueblos" im Südwesten wird zurechtgerückt, zumindest, was die prähistorischen Bewohnen des Südwestens betrifft. Anhand von Felszeichnungen und anderen archäologischen Hinterlassenschaften, lassen sich Kriegskulte von der Prähistorie bis in die jüngere Vergangenheit nachweisen. Auch spanische Dokumente und

mündliche Überlieferungen unter den historischen Pueblos zerstören die Legende vom friedlichen Leben der Pueblos. Sie standen vielmehr in permanentem Verdrängungskampf mit äußeren Feinden.

Im mittleren Westen, wo sich um Cahokia, in Wisconsin und Umgebung Kulturen ausprägten, die so genannte Mounds errichteten und in großen Siedlungen lebten, weisen Reste verbrannter Palisadenbefestigungen, Waffen- und zahlreiche Skelettfunde mit Kriegsverletzungen darauf hin, dass Gewaltanwendung im gesellschaftlichen Leben eine erhebliche Rolle spielte. Das trifft auch auf die so genannte Mississippi-Kultur und vergleichbare kulturelle Entwicklungen im Südosten Nordamerikas zu.

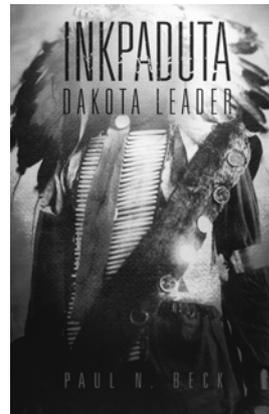
Im Bereich des östlichen Waldlandes wird auf Grundlage der archäologischen Funde untersucht, wie sich die kriegerische Situation im Laufe der prähistorischen Jahrhunderte darstellt, wann z.B. der Bau von palisadenbefestigten Dörfern begann.

Im Anschluss an die geografische Übersicht befasst sich ein umfangreiches Kapitel mit dem Nachweis gewalttätiger Einwirkungen an Skeletten. Für die deutlich erkennbare Eskalation kriegerischer Auseinandersetzungen nach 1000 u.Z. werden verschiedene Erklärungen angeboten: Das Erreichen einer kritischen Bevölkerungsdichte, Einflüsse der sogenannten kleinen Eiszeit, technische Innovationen wie die Verbreitung von Pfeil und Bogen oder die Kombination mehrerer Ursachen.

Es wird deutlich, dass der Inhalt des Buches ein abschließendes Statement erfordert, werden doch scheinbar treffliche Argumente für jene Kolonialisten und Rassisten geliefert, die behaupten, erst die Eroberung und Christianisierung habe Frieden und Ordnung in die außereuropäische Welt gebracht. Dem wird entschieden widersprochen. Gleichzeitig werden aber auch gelegentliche politisch motivierte Aussagen indianischer Aktivisten widerlegt, wonach die Europäer in eine friedliche indianische Welt eingebrochen seien.

Die Herausgeber stellen klar, dass Völkermord und die Intensivierung kriegerischer Verhältnisse im Zusammenhang mit der Eroberung und Kolonisierung nicht infrage gestellt werden können, andererseits die Klarstellung von Tatsachen erforderlich ist.

RO



Paul N. Beck:

Inkpaduta, Dakota Leader.

Norman: University of Oklahoma Press, 2008.

188 Seiten, \$ 24,95; gebunden; sw-Abbildungen und Übersichtskarten.

ISBN 978-0-8061-3950-0

(in engl. Sprache)

Paul N. Beck, Professor für Geschichte am Wisconsin Lutheran College in Milwaukee, legt mit "Inkpaduta" die erste umfassende biografische Darstellung des Dakota-Häuptlings Inkpaduta vor.

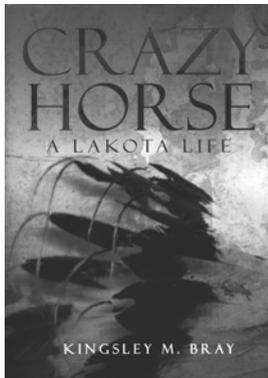
Ogleich Inkpaduta eine prominente und in der Dakota-Tradition geschätzte Person war, gibt es über sein Leben nur

wenige gesicherte Daten. Da seine Biografie eng mit dem Massaker am Spirit Lake (1857) verknüpft war, wo seine Männer zahlreiche Siedler, darunter Frauen und Kinder, ermordeten, wundert es nicht, dass sein Leben und sein Charakter von amerikanischen Historikern durchweg sehr negativ bewertet wurde. Schon zu Lebzeiten galt er als blutdürstiger, außerordentlich brutaler Kriegsführer, der unzählige Morde und Räubereien sowohl unter Indianern als auch Weißen zu verantworten hatte. In diesem Sinn äußern sich Historiker bis heute.

Angesichts des Respekts, den Inkpaduta jedoch in der mündlichen Überlieferung seines Stammes genießt, zweifelte der Autor das Bild der pauschalen Verurteilung Inkadutas an und untersuchte die zeitgenössischen Quellen hinsichtlich ihrer Zuverlässigkeit. Interessanterweise gelangte Beck zu einem differenzierterem Bild des Häuptlings: aus indianischer Sicht war er ein sich sorgender Familienvater, ein Patriot und Freiheitskämpfer. Mehrere Weiße, die ihn kannten, nannten ihn ruhig und umgänglich. Nachdem er aber als vermeintlicher Massenmörder gesucht wurde, musste er sich in seinen letzten 20 Lebensjahren von den Weißen konsequent fernhalten, was seine Mystifizierung als unversöhnlicher Feind der Weißen nur verstärkte.

Wenn sein persönlicher Anteil am Spirit Lake-Massaker und anderen unstrittigen Ereignissen auch im Dunklen bleibt, wird doch deutlich, dass das biografische Bild des "Weißenhassers" Inkpaduta in der bisher beschriebenen Form nicht mehr zu halten ist.

Das Buch ist in einem sachlichen Stil geschrieben. Trotz des Versuchs einer Rehabilitierung wird Inkpaduta kritisch beleuchtet. Der Autor begründet seine Argumentationen mit zahlreichen Verweisen auf zeitgenössische Dokumente und andere Veröffentlichungen. *RO*



Kingsley M. Bray:
Crazy Horse. A Lakota Life.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2008.
 528 Seiten, \$ 24,95; Pb; sw- Abbildungen und Übersichtskarten.
 ISBN 978-0-8061-3986-9
 (in engl. Sprache)

Kingsley M. Bray, ein in Manchester (Großbritannien) lebender unabhängiger Gelehrter, beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Geschichte der Plainsindianer, insbesondere der Lakota. Mit der vorliegenden Biografie von Crazy Horse gewann er bereits mehrere Preise und Anerkennungen.

Er legt in diesem umfangreichen Werk praktisch den gesamten Sachstand zum Wissen über Crazy Horse vor. – Stets mit Bezug auf die Quellen, die die Aussagen belegen. Er verzichtet auf buchfüllende allgemeine Ausführungen über die Lakota, ihr Brauchtum und ihre Geschichte, sondern setzt diese Angaben in direkten Bezug zum Leben des Kriegsanführers.

Präzise und sachlich wird das Leben des Crazy Horse geschildert und versucht, "Ordnung" in einige umstrittene Datierungsprobleme zu bringen.

Die ersten Kapitel über Geburt, Kindheit, den frühen Tod der Mutter und seine Jugendzeit sind vergleichsweise kurz gehalten, da der Bestand an verlässlichen Daten gering ist. Ausführlicher schildert der Autor erste kriegerische Unternehmungen,

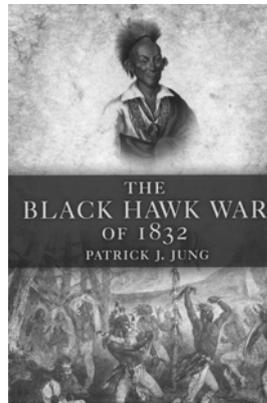
das "Durchbrennen" mit der Frau eines Stammeskollegen und die daraus resultierenden Schwierigkeiten.

Einen breiten Raum, da hier auch die meisten Informationen vorliegen, nehmen die Ereignisse Mitte der 1870er Jahre ein, die schließlich zum Krieg der USA gegen die "Sioux" und Cheyenne führten. Damals spielte Crazy Horse eine zentrale Rolle.

Schließlich folgt die Darstellung der letzten Monate, die Crazy Horse in der Reservation verbrachte, und der Umstände, die zu seinem Tod führten. Es wird die Tragik deutlich, dass alle Gespräche mit den Weißen nur mittels teilweise unzuverlässiger und intrigierender Dolmetscher geführt werden konnten.

Bray verzichtet darauf, ein überhöhtes Bild der Charaktereigenschaften und Fähigkeiten des Kriegsanführers Crazy Horse zu zeichnen. Er lässt die Fakten für sich sprechen und stellt ihn als Kind seiner Zeit dar.

Jedem Kapitel sind Anmerkungen beigelegt, die weiterführende Erklärungen bzw. Quellverweise beinhalten. Das Buch ist für Interessenten des Themas unbedingt zu empfehlen. *RO*



Patrick Jung:
The Black Hawk War of 1832.
 Norman: University of Oklahoma Press, 2008.
 288 Seiten, \$ 19,95; Pb; sw- Abbildungen und Übersichtskarten.
 ISBN 978-0-8061-3994-4
 (in engl. Sprache)

Patrick Jung, Assistant Professor of History in Milwaukee, stellt hier ein faktenreiches Buch zum Black-Hawk-Krieg von 1832 vor. Unter Auswertung von Originaldokumenten werden Ursachen, Verlauf und Folgen dieses Krieges detailliert geschildert.

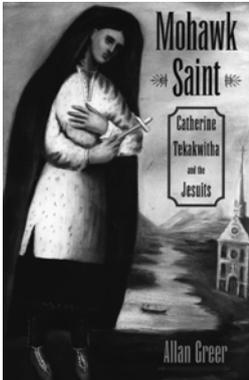
Ein wesentliches Augenmerk richtet der Autor auf die intertribalen Beziehungen zwischen Sauk und Fox und den anderen Stämmen der Region, die größtenteils die USA unterstützten. Er legt auch dar, dass nur ein geringer Teil der Sauk und Fox zu Black Hawks Gefolgschaft zählte. In Bezug auf den Sauk-Häuptling Keokuk, seinen Hauptkonkurrenten im Streben um Einfluss auf den Stamm, weist der Autor nach, dass Keokuk keinesfalls ein so selbstloser Freund der USA war, wie dies gelegentlich dargestellt wurde. Im Gegensatz zu Black Hawk hatte Keokuk jedoch bereits den Osten der USA besucht, wobei ihm die unvergleichliche Bevölkerungszahl und wirtschaftliche Stärke in depressiver Weise bewusst geworden sein muss.

Es wird herausgearbeitet, dass die Sauk bei Vertragsabschlüssen über deren Inhalte getäuscht und im weiteren Verlauf der Geschichte in eine ausweglose Situation manövriert wurden. Es wird auch deutlich, dass Black Hawk weder Krieg noch Vertreibung der Weißen anstrebte, dann aber in einen Sog von Ereignissen geriet. Schließlich waren es weiße Milizmänner, die die ersten Schüsse eines nahezu unvermeidlichen Krieges abfeuerten.

Mit großer Detailtreue und in vielen Einzelheiten werden alle Mobilisierungsmaßnahmen der Milizen und regulären Truppen, die Zusammensetzung der indianischen Gefolgschaft Black Hawks, Bewegungen der Weißen und der Indianer, alle Gefechte und Verlustzahlen genau vermerkt. Das Material

macht deutlich, dass Black Hawk und seine Anhänger trotz gelegentlicher Erfolge von Anfang an hoffnungslos unterlegen und zum Scheitern verurteilt waren. Schließlich überstiegen die Verluste der Indianer, auch an Frauen und Kindern, die der Weißen um ein Mehrfaches.

Das Buch ist in einem sehr sachlichen und präzisen Stil geschrieben und bietet eine ausgezeichnete Mischung von Hintergrundanalysen und Detailschilderungen. RO



Allan Greer:
Mohawk Saint. Catherine Tekakwitha and the Jesuits.

Toronto: Oxford University Press, 2006.
272 Seiten, \$ 24,95; Pb; sw- Abbildungen und Übersichtskarten.
ISBN 978-0-19-530934-0
(in engl. Sprache)

Allan Greer, Professor für Geschichte an der Universität von Toronto, hat mehrere Sachbücher über Themen der Missionierung und Verbreitung des christlichen Glaubens im nordöstlichen Nordamerika veröffentlicht bzw. daran mitgearbeitet.

Im vorliegenden Band stellt er das Leben der Catherine Tekakwitha (1654-1680), einer von Algonkin abstammenden Mohawk-Indianerin, in den Fokus seiner Untersuchungen. Die Lebensgeschichte dieser mit 24 Jahren gestorbenen konvertierten Frau wurde von zwei Jesuitenmissionaren in kurzen Biografien überliefert.

Sie verbrachte ihre letzten Lebensjahre nahe Montreal in Kahnawake und starb dort 1680 an einer Krankheit. Das Andenken an sie nahm bald Dimensionen einer Heiligenverehrung an, da Erde von ihrem Grab bzw. Gebete an dieser Stelle sich bei mehreren Gelegenheiten als heilkräftig erwiesen und zur Gesundung todkranker Menschen beigetragen hatten. 1980, 300 Jahre nach ihrem Tod, wurde sie von der katholischen Kirche seliggesprochen, eine Voraussetzung für eine noch ausstehende Heiligsprechung.

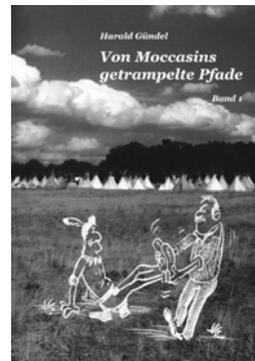
Greer wertet die Biografien aus, vergleicht sie und versucht zu ergründen, welche Ereignisse in ihrem Leben tatsächlich stattfanden bzw. welche persönlichen Eigenschaften von den Jesuitenmissionaren möglicherweise erdichtet worden waren, um das Leben der Catherine Tekakwitha den "theoretischen" Anforderungen einer aus jesuitischer Sicht "idealen" Christin "anzupassen".

Der Autor erläutert die gesellschaftliche und religiöse Verfassung der Iroquois, die es einem Individuum, zumal einer Frau, damals ermöglichte, sich dem christlichen Glauben zuzuwenden. Anschließend untersucht er die sozialen Bedingungen in der Siedlung Kahnawake, deren Einwohnerschaft zu einem großen Teil aus christlichen Konvertiten bestand. Konnte Catherine Tekakwitha dort tatsächlich ein Leben in Abgeschlossenheit und Isolation von den übrigen Bewohnern führen? War es möglich, ständig die Arbeit zu verlassen, um ausgiebigen Gebeten und Meditationen nachzugehen? Greer legt dar, dass hier ein jesuitisches Idealbild aufgebaut worden war, das in dieser Form nicht existiert haben kann.

Es war aber nicht das Ziel seiner Arbeit, das Andenken an Catherine Tekakwitha zu demontieren. Vielmehr wird hinter der verzerrten (man kann vielleicht auch sagen: klischeebehafteten) Darstellung der Jesuitenmissionare des 17. Jahrhunderts durch Greers Arbeit die Identität der Catherine Tekakwitha als realer

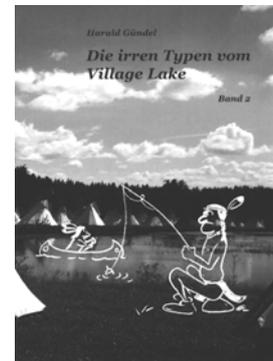
Mensch im Spannungsfeld von traditioneller Religion und Christentum deutlich.

Das Buch gewährt umfassende – und interessante – Einblick in das gesellschaftliche Leben der Iroquois in dieser frühen Kontaktzeit. RO



Harald Gündel:
Von Moccasins getrampelte Pfade.

Norderstedt: Books on Demand GmbH, 2008.
294 Seiten, € 16,95; Pb.
ISBN 978-3-8370-2860-7



Harald Gündel:
Die irren Typen vom Village Lake.

Norderstedt: Books on Demand GmbH, 2008.
280 Seiten, € 16,95; Pb.
ISBN 978-3-8370-4200-9

Harald Gündel gehört seit den 1970er Jahren zu den "Fürstenwalder Indianern", einer Hobbyistengruppe, die sich in der Tradition der Crow-Indianer verwirklichte: Kleidung und Ausrüstungsgegenstände wurden originalgetreu nachgebaut, Tänze eingeübt, Vorträge gehalten.

Im ersten von geplanten 12 Bänden beschreibt der Autor, wie sein Interesse an indianischer Kultur entstand, wie er Kontakt zur bereits bestehenden Hobbyistengruppe fand und dort schließlich Mitglied wurde.

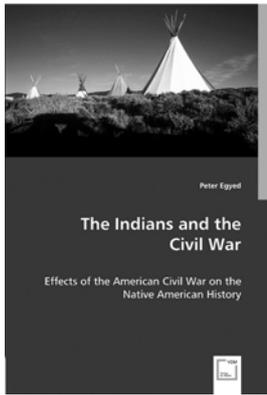
Die präzisen Schilderungen der Charaktere seiner damaligen Freunde, ihre Gespräche, alltäglicher "Zoff", politische Blickwinkel, "indianische" Mutproben, Treffen mit Freunden anderer Indianistik-Clubs – alles wird genau und ausführlich geschildert, so dass für den Leser, wenn er denn (wie der Rezensent) auch aus dem Osten dieses Landes kommt und jene Zeit miterlebt hat, eine längst vergangene und oft vergessene Welt wieder deutlich wird. Es sind keine "Indianerbücher", die Gündel schreibt, denn die "amerikanischen" Indianer spielen nur namensgebend und am Rande eine Rolle.

Im zweiten Band seines autobiografischen Rückblicks auf die DDR-Indianistik-Szene, mussten die "Crow" ihr altes Club-Gelände räumen und an einen nahe gelegenen See umziehen. Sie errichteten eine von Tipis umgebene Blockhütte und gingen ihrem Hobby nach: Mitten in der DDR-Reservation bastelten sie ihre Ausrüstungsgegenstände, kleideten sich "indianisch", tanzten, tranken Alkohol, diskutierten und lebten ihre Traumwelt. Junge Menschen der DDR, 15 Jahre vor der Wende: hoffnungsvoll, engagiert, zweifelnd, naiv, suchend ...

Als Gündel damals äußerte, er wolle ein Buch schreiben, stieß er auf Spott und Ablehnung bei seinen Indianistikfreunden. Er muss aber umfangreiche Aufzeichnungen gemacht haben, sonst wäre die Fülle von Einzelheiten nach den vielen Jahren nicht mehr erinnerbar gewesen.

Unfassbar ist die Menge der Einzelheiten, die der Autor damals über das Leben in der DDR im allgemeinen und das Leben als Hobby-Crow-Indianer im besonderen, zusammengetragen hat.

Nun darf man gespannt sein, wie die Geschichte der "irren Typen" in den nächsten Bänden weitergeht. RO



Peter Egyed:
The Indians and the Civil War. Effects of the American Civil War on the Native American History

Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2008.
 64 Seiten, € 49,00.
 ISBN 978-3-639-03980-1
 (in engl. Sprache)

Das dünne Büchlein über die Auswirkungen des amerikanischen Bürgerkrieges (1861-65) auf die indianische Geschichte verspricht laut Titel weit mehr, als es halten kann: zum größten Teil handelt es sich um allgemeine Betrachtungen zu den Auswirkungen der euro-amerikanischen Kolonisation in Nordamerika auf die Indianer.

Das Buch von David A. Nichols "Lincoln an the Indians. Civil War Policy & Poitics." (University of Illinois Press, 2000) findet schließlich einige Beachtung. Daraus resultierend werden zunächst den sogenannten fünf zivilisierten Stämmen Oklahomas anderthalb Seiten gewidmet. Anschließend folgt eine kurze Betrachtung zum Dakota-Aufstand in Minnesota (1862), der bekanntlich nur am Rande mit dem Bürgerkrieg in Verbindung stand.

Nach dem kurzen "Ausflug" ins eigentlich dem Titel entsprechende Thema folgen wieder allgemeine Betrachtungen zur indianischen Geschichte, als "Pedagogical implications" bezeichnet, die in einer Auflistung unglaublicher Fragestellungen gipfeln. [z.B. "In welchem Land wurde Kolumbus geboren": A-Portugal, B-Spanien, C-Italien; "Vor wie vielen Jahren kamen die *ancient* Indianer in Amerika an": A-30.000, B-15.000, C-5.000; "Warum griffen die Konföderierten am Pea Ridge an": A-"Um einen Sioux-Aufstand zu unterdrücken", B-"Um eine reiche Goldmine zu besetzen", C-"Um den unionstreuen Staat Missouri zu gewinnen."]

Das geradezu kuriose Büchlein hat den starken Preis von 49,00 Euro, was viele potenzielle Interessenten hoffentlich wirkungsvoll vom Kauf abschrecken wird. RO



Alfred Wallon:
Mangas Coloradas.

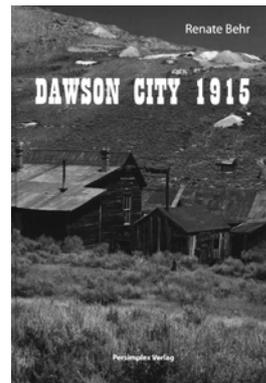
Wismar: Persimplex Verlag, 2008.
 175 Seiten, € 19,90; Roman, gebundene Ausgabe.
 ISBN 978-3-940528-39-1

Der Roman von Alfred Wallon schildert eine kurze Phase aus dem Leben des Apache-Häuptlings Mangas Coloradas.

Die Erzählung beruht auf historischen Ereignissen: 1837 luden die Einwohner von Santa Rita del Cobre (Neumexiko) einige hunderte benachbarte Mimbrenño-Apachen zu einer gemeinsamen Feier in ihre Stadt ein. Einige US-Amerikaner hatten die Mexikaner aufgehetzt, die Apache anzulocken, betrunken zu

machen und zu massakrieren, um in den Besitz der Skalprämien zu gelangen, die der mexikanische Gouverneur für "wilde" Indianer ausgesetzt hatte. Der Plan wurde in die Tat umgesetzt und viele Indianer, unter ihnen zahlreiche Frauen und Kinder, starben.

Mangas Coloradas, der mit seinen Anhängern der Einladung nach Santa Rita ferngeblieben war, entging auf diese Weise dem Massenmord und organisierte den Widerstand gegen die bisher geduldeten Mexikaner, die in der Umgebung der Stadt Kupferbergbau betrieben. Die Rache der Apache war unglaublich und wirkungsvoll ... Der Roman hält sich jedoch eng an die historische Vorlage, was man wissen sollte, um die Dramatik der Ereignisse zu verstehen. RO



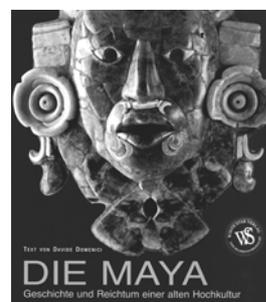
Renate Behr:
Dawson City 1915.

Wismar: Persimplex Verlag, 2008.
 230 Seiten, € 19,90; Roman, gebundene Ausgabe.
 ISBN 978-3-940528-44-5

Wer "Champaine 1897" und "Nenana 1904", die beiden ersten Romane der Ronda Baker-Reihe, gelesen hat, ahnt es schon: der Familienausflug nach Dawson City zur Verlängerung des Pachtvertrages für ein dort geerbtes Grundstück, wird Verwicklungen bringen. Als Ronda aus historischem Interesse einige Recherchen in alten Zeitungen anstellt, erfährt sie, dass vor rund 100 Jahren mehrere Personen in der Gegend verschwunden sind. Schließlich träumt Ronda von einer alten Indianerin, die einst auf dem Grundstück lebte, und deren Tochter Gracie damals spurlos verschwand.

Vom seltsamen Traum verwirrt, konfrontiert sie Grant Henderson, Angestellter der Stadtverwaltung von Dawson City, mit dem aufdringlichen Anliegen, aus "persönlichen" Gründen das Grundstück unbedingt kaufen zu wollen. Die Situation spitzt sich dann rasch zu

Die Autorin erzählt ihre spannende Geschichte als Mischung realer Erlebnisse und alpträumlicher Visionen ihrer Romanheldin Ronda Baker. Ein spannender Roman in der "Tradition" der beiden bereits erschienenen Bücher. RO



Davide Domenici:
Die Maya. Geschichte und Reichtum einer alten Hochkultur.

Wiesbaden: White Star Verlag GmbH, 2008.
 208 Seiten, € 24,95; gebunden mit Schutzumschlag; über 200 Farbfotos.
 ISBN 978-3-86726-002-2

Der vorliegende Bildband über die Maya-Hochkultur ist sowohl optisch als auch inhaltlich bemerkenswert. Die Auswahl und Qualität der zahlreichen, oft großformatigen fotografischen Reproduktionen muss gelobt werden. Auffallend ist auch der



angenehme Geruch dieses Buches, ein positives, doch leider seltenes Merkmal hochglanzillustrierter Druckwerke.

Inhaltlich entspricht das Buch dem aktuellen Wissensstand über die Mayakultur. Dabei wird eine interessante Herangehensweise deutlich: Die Mayakultur wird in den Kontext der anderen zeitgleichen mesoamerikanischen Kulturen gesetzt. Zunächst erläutert der Autor die kulturelle Entwicklung der Olmeken und diskutiert deren Zusammenhänge mit der frühen Geschichte der Maya. Er macht deutlich, dass die so genannten "Olmeken", hinter denen sich die Vorfahren heutiger Zoque und Mixe verbergen, eine sich zwar verändernde, doch ungebrochene kulturelle Entwicklung bis in die Zeit der Konquista erlebten und sowohl gebend als auch nehmend in enger Verbindung mit den benachbarten Maya standen. Sie bildeten ein wichtiges Bindeglied zwischen den Kulturen des zentralen Mexiko und dem Mayagebiet. Diese Neubewertung der benachbarten Olmeken zwingt dazu, auch die Positionierung der Maya innerhalb Mesoamerikas neu überdenken. Dabei enthält sich der Autor spekulativer Thesen und legt deutlich separiert dar, worin der gegenwärtige Wissensstand besteht und begründet dann sachlich, welche neuen Blickwinkel möglich sind und welche Folgen das für unser Gesamtbild der mesoamerikanischen Kulturen hat.

Natürlich werden die bekannten gesellschaftlichen Umwälzungen, die die Maya in ihrer langen Geschichte erlebten, detailliert erläutert: der Übergang von Präklassik zu Klassik, das Ende der "Gottkönige" und die Neugestaltung der Herrschaftsform in der Postklassik. Interessant ist sein Hinweis, dass die in zahlreiche konkurrierende Stadtstaaten zersplitterten Maya trotz innerer Konflikte in ihrer Gesamtheit rund 1.000 Jahre lang eine erstaunliche Stabilität aufwiesen – im Weltmaßstab eher eine Seltenheit.

Mit Blick auf den viel diskutierten "Untergang" der Maya am Ende der Klassischen Zeit macht der Autor deutlich, dass es sich hier um ein Phänomen handelt, das nur im gesamtmesoamerikanischen Zusammenhang greifbar wird. Er verzichtet auf Spekulationen, thematisiert aber das überregionale Verschwinden als göttlich angesehener Herrscher hin zu eher kollektiven Herrschaftsformen. Er stellt die postklassische Periode nicht als Zeit des kulturellen Niedergangs, sondern als geschickte Anpassung an Veränderungen dar, die das gesamte Mesoamerika in postklassischer Zeit erfasst und geprägt haben.

Indem er die Mayakultur konsequent in einen überregionalen, gesamtmesoamerikanischen Zusammenhang setzt, unterstützt er ein besseres Verständnis der Mayakultur und ihrer Wandlungen, als dies viele andere Bilddokumentationen anbieten.

Davide Domenici hat als Archäologe an Projekten in Nazca (Peru), Teotihuacán und La Venta (Mexiko) mitgearbeitet. RO



Davide Domenici:
Die Azteken. Geschichte und Reichtum einer alten Hochkultur.

Wiesbaden: White Star Verlag GmbH, 2008.
208 Seiten, € 24,95; gebunden mit Schutzumschlag; über 200 Farbfotos.
ISBN 978-3-86726-003-9

Unmittelbar nach der Arbeit am Bildband über die Maya (s. obenstehende Rezension) hat sich Davide Domenici dem zentralen Mesoamerika zugewandt. Das vorliegende Werk ist in

seiner Ausführung mit dem Maya-Band vergleichbar. Brillante Farbfotografien illustrieren auch in diesem Band die textlichen Darstellungen.

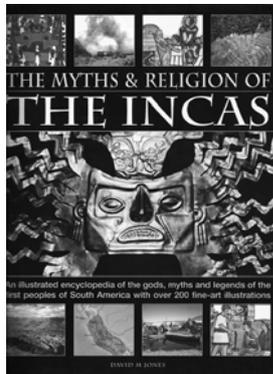
Der Titel mag indes etwas irreführend sein, denn nicht die aztekische Kulturgeschichte im engeren Sinne wird hier dargestellt, sondern eine komplexe Übersicht über die Kultur und Geschichte der zentralen Gebiete Mesoamerikas von den Anfängen landwirtschaftlicher Traditionen bis hin in die Zeit der spanischen Eroberung. Auch in diesem Band stellt Domenici gemeinsame Merkmale mesoamerikanischer Kulturen in den Vordergrund, ohne jedoch Einzelkulturen zu vernachlässigen.

Wir begegnen wieder den Olmeken und ihrem Einfluss auf die Kulturentwicklung im zentralen Mesoamerika. Anschließend werden die in der Phase der Klassik dominierende Kultur von Teotihuacan, die Zapoteken und die Mixteken vorgestellt. Es folgen Aussagen zur Dezentralisierung der Kulturströmungen nach dem Verfall der klassischen Kulturen und die Erläuterung, wie man den Aufstieg, Blütezeit und "Untergang" der sowohl real existierenden als auch mythisch verklärten Toltekenkultur interpretieren kann.

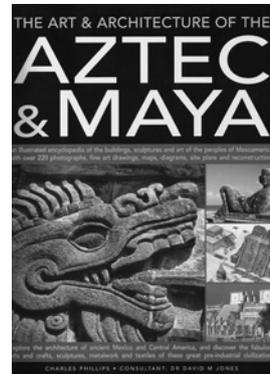
Neben den Kulturen Westmexikos werden in diesem Buch aber auch das nördliche Mexiko und die Ausstrahlung der mesoamerikanischen Kultur bis hin zu den Kulturen der Hohokam, Mogollon und Anasazi im Südwesten der heutigen USA ausführlich betrachtet.

Schließlich folgen, wie im Titel angekündigt, mehrere Kapitel über die Azteken, ihre Einwanderung und Anpassung an bestehende Kulturmerkmale, ihre materielle und geistige Kultur, Geschichte, den Stand der aktuellen archäologischen Forschung und schließlich die spanische Eroberung.

Abschließend ist das empfehlenswerte Werk (ähnlich wie auch der Band über die Maya) mit einem Glossar, bibliografischen Angaben sowie einem Stichwortregister versehen. RO



David M. Jones:
The Myths & Religion of The Incas.
London: Southwater, 2008.
128 Seiten; £ 8,99.
ISBN 978-1-84476-519-5
(in engl. Sprache)



Charles Phillips:
The art and architecture of the Aztec & Maya.
London: Southwater, 2007.
128 Seiten; £ 8,99.
ISBN 978-1-84476-368-9
(in engl. Sprache)

Diese beiden reich illustrierten Bände sind Sonderausgaben von bereits früher erschienenen Titeln. So ist die Kunst- und Architekturgeschichte der Azteken und Maya bereits als Teil von "The Aztec and Maya World" publiziert worden. Das Buch über die Inka war bereits Teil der umfangreicheren Publikation "The Illustrated Encyclopedia of the Incas".

Beide Bücher, die übrigens in englischer Sprache publiziert sind, kommen in einer preisgünstigen Paperbackvariante auf den Markt und locken mit einem sehr fundierten Text, zahlreichen Abbildungen und Karten. Charakteristisch sind die knap-

pen Texte, die jedoch auf dem aktuellen wissenschaftlichen Stand sind und durch die zahlreichen, gut ausgewählten Illustrationen in ihrer Wirkung unterstützt werden.

Das Buch über die Azteken und Maya bietet dem Leser zusätzlich noch eine Vielzahl von liebevoll gestalteten Stadtplänen. Die einzelnen Kapitel befassen sich mit Palästen und Tempeln, der Herausbildung von Städten, Keramik und Weberei, Steinmetzkunst, Kunsthandwerk und religiösen Symbolen. Das Buch ist eine sehr gute Überblicksdarstellung. Da die Texte aus einem Lexikon übernommen wurden, sind sie von vornherein recht knapp gehalten, die einzelnen Themen werden auf maximal zwei Seiten abgehandelt. Hinzu kommen die mehr als 200 Illustrationen pro Band. Diese sind sorgfältig ausgewählt worden. Wer bereits andere Überblicksdarstellungen sein Eigen nennt, wird hier trotzdem viele Abbildungen finden, die er aus den anderen Titeln nicht kennt.

Der Band über die Inka befasst sich thematisch mit den Mythen und Religionen, stellt das Pantheon der Götter der Inka vor, behandelt im zweiten Kapitel religiöse Stätten und im dritten Abschnitt Mythen über die Götter. Ein weiteres Kapitel berichtet über die Entstehungsmythen und geht dabei sogar auf die Legende von El Dorado ein, die lokal ja nach Kolumbien gehört, hier aber als Mythos der Andenregion verstanden wird.

Ebenso werden der Tod und die Bestattungsriten behandelt.

Ein Index macht in beiden Bänden die Suche nach bestimmten Themen leichter.

Wer der englischen Sprache mächtig ist und eine kurze und preiswerte Überblicksdarstellung zu den genannten Themen sucht, der ist mit den beiden Bänden gut beraten. *MK*



Hans-Joachim König / Michael Riekenberg / Stefan Rinke:

Die Eroberung einer neuen Welt. Präkolumbische Kulturen, europäische Eroberung, Kolonialherrschaft in Amerika.

FUNDUS. Quellen für den Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts: Wochenschau Verlag, 2008.

288 Seiten; € 16,80.

ISBN 978-3-89974210-7

Dieses Buch stellt gewissermaßen ein Kleinod dar. Geschrieben wurde es für Lehrer und Schüler. Enthalten sind Quellen zur europäischen Expansion und Kolonialgeschichte Lateinamerikas aus der Zeit zwischen 1400 und 1800. Alle Texte sind ins Deutsche übertragen. Für Leser, die des Spanischen nicht mächtig sind, sich aber für Einzelheiten der lateinamerikanischen Geschichte interessieren, bietet der Band eine wahre Fundgrube. Natürlich erfüllt er auch seinen Zweck für die Schulausbildung.

Gegliedert in drei Hauptabschnitte: Die vorspanischen Kulturen Lateinamerikas, Die Entdeckung, Eroberung und frühe Kolonisation sowie Die iberischen Reiche im 17. und 18. Jahrhundert präsentiert der Band kurze Quellenausschnitte, zeitgenössische Bilder, Tabellen und Karten. Bei den vorspanischen Kulturen beschränken sich die Autoren auf brasilianische Waldlandindianer, die Azteken und die Inka. Bedenkt man die Quellenlage, blieb ihnen natürlich auch kaum viel mehr Auswahl ... Die einzelnen Abschnitte werden jeweils von einer Vorbemerkung eingeleitet. Die Quellen werden nur mit kurzen Erläuterungen versehen. Dabei gehen die Autoren davon aus,

dass die Nutzer des Buches bereits einige Vorkenntnisse besitzen.

Weiterführende Literaturhinweise am Ende der einzelnen Kapitel sind zudem mit Kommentaren versehen. So wird es den Schülern leicht gemacht, sich mit spezieller Literatur zu informieren.

Die Menge der zusammengestellten Quellenbeispiele ist immens. Man kann genau so gut das Buch von vorne bis hinten lesen und bekommt auf diese Weise einen hervorragenden Überblick über die historische Entwicklung Lateinamerikas. So erhalten interessierte Leser einige Hinweise auf Quellen, die sie bisher sicher noch nicht kannten.

Das Buch eignet sich natürlich sehr gut für den Gebrauch in der Schule. Aber es ist durchaus auch ein Geheimtipp für alle Leser, die bereits das Schulalter hinter sich haben und auf der Suche nach Literatur über die lateinamerikanische Geschichte sind. *MK*



Hans-Joachim König:
Kleine Geschichte Kolumbiens.

beck'sche Reihe 1795, München: C. H. Beck, 2008.

190 Seiten; € 12,95.

ISBN 978-3-406-56804-6

In der beck'schen Reihe sind bereits einige Länderdarstellungen zum Raum Südamerika erschienen: Kuba, Venezuela (beide von Zeuske), Mexiko (Ruhl/Ibarra García), Chile (Rinke).

Der Verlag C. H. Beck präsentiert nun die "Kleine Geschichte Kolumbiens". Als Autor konnte man den langjährigen Direktor des Lateinamerikainstituts an der Katholischen Universität Eichstätt, Hans-Joachim König gewinnen.

König macht gleich zu Beginn auf die Sonderstellung Kolumbiens aufmerksam, das sich von anderen lateinamerikanischen Staaten vor allem dadurch unterscheidet, dass "sowohl sozialrevolutionäre Umwälzungen als auch ... Militärherrschaften Ausnahmeerscheinungen blieben." (S. 7) Zudem herrscht seit mehr als 60 Jahren ein fortwährender Kriegszustand.

In Deutschland kennt man Kolumbien durch seine Rolle in der Drogenproduktion oder die Rolle der Guerilla (auch deutsche Staatsbürger sind schon als Geiseln genommen worden).

Kolumbien, das den Namen des Kolumbus offiziell als Staatsnamen trägt, ist das viertgrößte Land Lateinamerikas. Aufgrund seiner geografischen Situation durch die Längsgliederung der Anden ergibt sich eine Dreigliederung des Landes. Dabei sind die Kommunikation und der Austausch zwischen den Regionen stark erschwert – auch heute im 21. Jahrhundert. Das begünstigte zwar die Entstehung der ersten lateinamerikanischen Luftfahrtgesellschaft, trug aber auch zu interregionalen Rivalitäten bei.

Der Autor beginnt seine Darstellung bei den autochthonen Kulturen auf dem Territorium Kolumbiens. Danach folgt die Darstellung der spanischen Eroberung, wobei König diesen Zeitraum bis 1700 ansetzt. Es folgen die Darstellung der Periode des bourbonischen Vizekönigreiches (1700-1808) und Neu-Granadas (1808-1819).



Die wechselvolle Geschichte des Landes wird mit den Kapiteln über Großkolumbien (1819-1831) und die Neugründung Neu-Granadas (1831-1848) vorgestellt.

Die Darstellung der kolumbianischen Geschichte reicht immerhin bis zum Sommer 2008 – wir haben es hier also mit einem sehr aktuellen Buch zu tun. Zudem scheut sich der Autor nicht, auch Wertungen zur gegenwärtigen Situation des Landes aufzuschreiben.

Der vorliegende Band ist der einzige deutschsprachige Titel über Kolumbiens Geschichte. Und er setzt trotz seiner auf 190 Seiten beschränkten Darstellung inhaltliche Maßstäbe. Dem Autor ist es gelungen, eine immerhin mehr als 12.000jährige Geschichte kurz und prägnant darzustellen. Die Lektüre des Buches macht Vieles aus der gegenwärtigen Situation des Landes verständlich – und sie macht auch neugierig auf Kolumbien.

MK



Thomas Köhler:
Rauschdrogen. Geschichte, Substanzen, Wirkung.

München: Verlag C. H. Beck, 2008.
128 Seiten mit 4 Tabellen; € 7,90.
ISBN 978-3-406-56245-7

Der Autor dieses interessanten Taschenbuches ist Arzt und Hochschulpsychologe. Der Schwerpunkt des Textes liegt auf pharmakologischer Wirkungsweise und Auswirkungen von Rauschdrogen. Alkohol und Tabak sind nicht besprochen, weil sie als legale akzeptierte Drogen in der Umgangssprache nicht als "Drogen" gelten. Nach einem einleitenden Kapitel mit Begriffserklärungen und Erläuterungen zu den Wirkungsmechanismen, zur Toleranz, Entzugssymptomatik und Abhängigkeit werden die Opioide (Heroin u.a.), Cocain, Cannabis, Stimulantien, Halluzinogene, Inhalantien (Schnüffelstoffe), Designerdrogen (Ecstasy u.a.) sowie Naturdrogen behandelt.

Zu manchen Kapiteln wird in Einschüben auf allgemein interessierende Themen hingewiesen (z. Bsp. "Psychedelische Effekte, literarisch aufbereitet"; "War Freud Kokainist?"; "Rechtliche Aspekte des Cannabiskonsums"; "Was so alles unter Ecstasy verstanden wird").

Von dem die Leser dieser Zeitschrift besonders interessierenden indianischen Gebrauch ist wenig die Rede; weit mehr von den erschreckenden Folgen des "Genusses" bei uns. Aber gerade das sind Themen, die wir zur Kenntnis nehmen sollten, insbesondere Eltern und Lehrer, denn ein erheblicher Prozentsatz der Jugendlichen hat schon Erfahrung mit Ecstasy, Cannabis und anderen Drogen und ist gesundheitlich gefährdet.

Ein Schwerpunktthema ist Cocain. Der Gebrauch in den Ursprungsländern, das Cocakauen, führt offenbar zu weniger ausgeprägten körperlichen Schäden und dient vor allem den unteren sozialen Schichten, ihr Leben zu ertragen, und Cocablätter sind dort ein vielseitiges Heilmittel. Bei uns ist der Gebrauch des seit 1862 als Schmerzmittel hergestellten reinen Cocains im Laufe des 20. Jahrhunderts völlig entgleist; Cocainspritzen und -schnupfen und erst recht die zum Rauchen verwendete Kokapaste, "Freebase" und "Crack", die schon nach Sekunden wirksam werden, haben schwerwiegende Folgen: Antriebssteigerung und Aktivitätserhöhung sind den Konsum-

menten erwünscht, aber hohe Dosen können Wahnvorstellungen und Halluzinationen auslösen und begünstigen Hirninfarkte und zerebrale Blutungen, und Todesfälle "stellen deshalb keine Raritäten dar."

Hanf (Cannabis) stammt aus der Alten Welt, hat aber, wie der mexikanische Name "Marihuana" zeigt, seinen Weg als Rauschdroge teilweise über die Neue Welt gemacht, wo Indianer in Mexiko das Kraut als rituelle Droge nutzen. Anders als in den USA wird bei uns mehr der Haschisch (das Harz weiblicher Hanfpflanzen) aus Asien bezogen. Cannabis galt früher als relativ "sanfte" Droge, was aber infolge Züchtung wirkstoffreicherer Sorten sehr fraglich ist. Größerer Konsum führt zu negativen psychischen und körperlichen Zuständen, und beim Rauchen ist an Krebsentstehung zu denken. Auf die in manchen Ländern zulässige Nutzung des Hauptwirkstoffes Tetrahydrocannabinol (THC) als starkes Schmerzmittel wird hingewiesen (auch Heroin und Cocain waren erst Schmerzmittel in der Hand der Ärzte; Morphin ist es heute noch!).

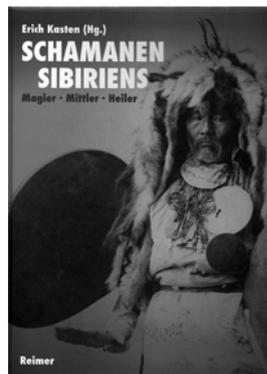
Kurz besprochen werden auch die Rauschpilze der Gattung Psilocybe; heute verwenden Drogenkenner die auf unseren Wiesen wachsende Art Psilocybe semilanceata (Spitzkegliger Kahlkopf) und züchten P. cubensis auf Mist. Drogentrips nach Mexiko sind out.

Engelstropeten (Gattung Brugmansia; verwandt mit dem Nachtschattengewächs Stechapfel) werden bei uns als exotische Zierpflanzen gehalten – leicht zugänglich für Jugendliche, die die Blätter aufkochen oder mit Cannabis rauchen, was nach Euphorie zu Delirium und Amnesie ("Blackout") führen kann. Der Peyotekaktus und sein Wirkstoff Meskalin spielen nur noch eine geringe Rolle; Hauptnutzer dieser Ritualdroge ist die Native American Church in den USA.

Neueste Rauschdroge aus Amerika ist der Azteken- oder Zaubersalbei (Salvia divinorum), ein Halluzinogen, dessen Rausch selten angenehm ist, aber beeindruckend sein soll, weshalb er von Zeit zu Zeit wiederholt wird. Die neu entdeckte psychoaktive Substanz Salvinorin ist noch wenig erforscht. Auch diese Pflanze wird bereits in Europa illegal gezüchtet.

Das sehr preiswerte kleine Buch erlaubt es jedem Interessierten, sich über die Wirkungen von Rauschdrogen zu informieren (und ggf. davor begründet zu warnen!).

BW



Erich Kasten (Hrsg.):
Schamanen Sibiriens. Magier, Mittler, Heiler.

Berlin / Stuttgart: Reimer / Linden-Museum Stuttgart, 2008.
256 Seiten; € 39,90. (Buchhandelsausgabe).
ISBN 978-3-496-02812-3

Am 13. Dezember wurde in Stuttgart die Ausstellung "Schamanen Sibiriens. Magier, Mittler, Heiler" eröffnet. Sie ist eine Gemeinschaftsarbeit des Stuttgarter Lindenmuseums mit dem Russischen Ethnografischen Museum in St. Petersburg. Letzteres zählt zu den größten ethnografischen Museen der Welt und wurde 1902 durch einen Erlass des Zaren Nikolaus II. gegründet. Das Museum besitzt die wohl weltgrößte Sammlung über die Völker Sibiriens. Trotz vorangegangener Ausstellungen (u.a. 2008 in New York) ist die noch bis zum 26. Juni 2009 in Stuttgart beheimatete Ausstellung eine besondere. Während das St. Petersburger Museum noch vor einigen Jahren im Westen

Deutschlands völlig unbekannt war, kam nun ein Kooperationsvertrag zustande, der auch für die nächsten Jahre interessante Ausstellungen in Stuttgart verspricht.

Die Schamanenausstellung ist auch für die Amerika-Fans von großem Interesse. Denn über Sibirien wanderten die ersten Indianer nach Amerika ein. Sie brachten dabei viel Wissen aus ihrer Heimat mit nach Amerika. So ist die Erforschung des Schamanentums und der Gebräuche der sibirischen Völker ein nicht zu unterschätzender Beitrag zum besseren Verständnis der indigenen Kulturen Amerikas.

Der vorliegende Katalog, an dem deutsche und russische Wissenschaftler zusammen gearbeitet haben, bietet eine Vielzahl von Informationen und Hintergründen. Das Besondere an der Stuttgarter Ausstellung ist der konkrete Akzent auf einzelne Schamanenpersönlichkeiten.

Ein extra Kapitel widmet sich dem Schamanismus in seinen Variationen und zeigt die Synthese von Schamanismus und Buddhismus bei den sibirischen Völkern ebenso wie die Situation des Schamanismus in der Sowjetzeit und seine Wiederbelebung in Russland nach dem Zerfall der Sowjetunion.

Ebenso werden im Katalog einzelne Festlichkeiten und die Rolle der Schamanen behandelt. Wer bisher immer dachte, in Sibirien gäbe es nur Eis und Schnee, der wird erstaunt feststellen, wie vielfältig das Leben der indigenen Bevölkerung Sibiriens ist. Und nicht von ungefähr werden auch Parallelen zur indigenen Bevölkerung Nordamerikas erkennbar. Die Lektüre des Katalogs ist eine große Wissensbereicherung.

Die in der Ausstellung gezeigten Objekte werden als Bestandteil der einzelnen Textbeiträge gezeigt, somit gibt es keinen reinen Katalogteil am Ende des Buches. Durch diese gelungene Integration der Abbildungen gewinnt die Verständlichkeit der Texte ungemein.

Dem Herausgeber ist hier in Zusammenarbeit mit allen Verantwortlichen ein ansprechender Katalog gelungen, der unbedingt zur Lektüre zu empfehlen ist. Wer nicht die Möglichkeit hat, die Stuttgarter Ausstellung zu besuchen, dem sei auf alle Fälle der Katalog empfohlen. MK



Traumstraßen Amerikas.

München: Verlag Wolfgang Kunth, 2008. 592 Seiten; € 49,90.
ISBN 978-3-89944-316-5

Traumstraßen Mittel- und Südamerikas.

München: Verlag Wolfgang Kunth, 2008. 256 Seiten; € 29,90.
ISBN 978-3-89944-319-6

Der Verlag Wolfgang Kunth präsentiert hier zwei außergewöhnliche Bände. Sie bilden eine Kombination aus Bildband, Reiseführer und Atlas. Die beiden Bücher aus der Reihe "Faszination Reisen" sind selbst ein Faszination gewordener Traum.

Wer sich für den Band "Traumstraßen Amerikas" entscheidet, sollte vorher gut trainieren, das Buch bietet nicht nur

mehr als 1000 farbige Fotos, es wiegt auch mindestens geschätzte 5 Kilo. Darin sind 27 Reiserouten enthalten, die durch Nord-, Mittel- und Südamerika führen. Jedes einzelne Kapitel wird mit zahlreichen farbigen Abbildungen illustriert, von denen viele durchaus Anspruch auf einen Platz in einer Ausstellung haben. Einige der Fotos reichen über zwei Seiten – man hätte sich das für die meisten der Bilder gewünscht – allerdings wäre dann das Buch wohl auf etwa 20 Kilo Gewicht gekommen ... Auf einer speziellen Tourenkarte werden die einzelnen im Text vorgeschlagenen Haltepunkte gekennzeichnet. Im Text steht zu jedem der Orte oder Plätze eine knappe, aber ausreichende Erläuterung. Außerdem gibt es Stadtpläne oder Nationalparkkarten. Man erfährt beim Lesen sehr viel über die Gegend und hat gleichzeitig die Möglichkeit, die Route auf einer Karte zu verfolgen.

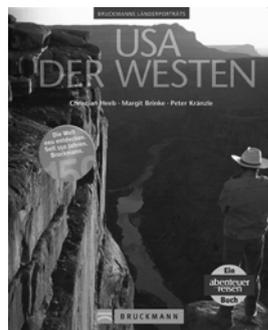
Die Routen sind mit Bedacht gewählt und geben dem mutigen Individualreisenden die Möglichkeit, viele interessante und sehenswerte Plätze zu finden. Im Einzelnen beschreibt der Band die Nordwestpassage, den Alaska Highway, den Trans-Canada Highway, die Panamericana von British Columbia bis New Mexiko, die Route 66, eine Mississippi-Route, die Panamericana von Mexiko nach Panama, Kuba, Kolumbien und Venezuela, die Galapagos-Inseln, einzelne Routen durch die Anden oder durch Brasilien.

Wer hier keine Route für sich findet, der sollte das Buch schnell verschenken! Aber man kann sich in diesem opulenten Band auch festlesen, ohne eine Reise zu planen. Die hervorragende Gestaltung des Bandes macht es möglich, sich in Gedanken auf eine Reise zu begeben. Die "Traumstraßen Amerikas" eignen sich wunderbar zum stundenlangen Blättern und Träumen.

Wer es doch konkreter möchte: Am Ende des Buches findet sich ein umfangreicher Atlasteil mit Register.

Wer sich nur für Mittel- und Südamerika interessiert, dem genügt der Band "Traumstraßen Mittel- und Südamerikas". Er ist inhaltlich identisch mit dem entsprechenden Teil im oben besprochenen Buch. Nur zwei Routen fehlen: die Galapagos-Inseln und die Route durch Kolumbien und Venezuela. Auch dieser Band bietet die hervorragende Ausstattung und kann aufgrund seines geringeren Gewichtes sogar im Bett gelesen werden, wo es sich dann noch leichter träumen lässt.

Der Verlag setzt mit den besprochenen Bänden gestalterisch und inhaltlich Maßstäbe! MK



Christian Heeb/Margit Brinke/Peter Kränzle:

USA. Der Westen.

Bruckmanns Länderporträts, München: Bruckmann, 2009.

168 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten; € 24,95.

ISBN 978-3-7654-4761-7

In bewährter Aufmachung (vgl. Rezension zu USA. Neuenland in AIR Nr. 10) stellt der Bruckmann Verlag nach Neuenland jetzt "den Westen" in den Fokus.

Klar, dass gerade dieser Band besonders großes Interesse finden wird, geht es doch um den "Wilden Westen", den jeder von uns schon seit Kindertagen kennt. Und die beiden Autoren legen zusammen mit dem Fotografen Chr. Heeb ein gelungenes Porträt vor. Schnell wird auch deutlich, warum der "Wilde Westen" mit seinen endlosen Weiten und seiner geringen Be-

siedlungsdichte vielen Menschen faszinierender erscheint als zum Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, das ja auch viel Land und wenig Menschen hat. Und auch eine sehr schöne Landschaft! Trotzdem ist der Mythos des "Westens" mehr als nur weites Land und Indianer.

Das Buch bietet viel interessanten Stoff zum Lesen. Mag auch so mancher Leser meinen: "Das wusste ich doch alles schon..." – Die Vorstellung der beiden Autoren Margit Brinke und Peter Kränzle gibt den Geschichten ihren eigenen Charme. Hinzu kommen die zahlreichen Fotos des renommierten Fotografen Christian Heeb. Man wird das Buch lange nicht aus der Hand legen können, denn beim Lesen wird man immer wieder durch das Betrachten der Fotos abgelenkt.

Der gewohnt informative Faktenteil mit Reise-Top-Ten, Zeittafel und Wissenswertem sowie dem A bis Z – Teil machen das Buch auch zu einem nützlichen Nachschlagewerk. Insgesamt ein empfehlenswerter Band aus der an sich empfehlenswerten Serie "Bruckmanns Länderporträts".! MK



Sebastian Conrad:
Deutsche Kolonialgeschichte.
 C. H. Beck Wissen, München: C. H. Beck, 2008.
 128 Seiten; € 7,90.
 ISBN 978-3-406-56248-8

Manchem Leser mag das Thema etwas unverständlich klingen. Die französische, spanische oder englische Kolonialgeschichte füllt Bände. Und jetzt kommt der Verlag C. H. Beck und präsentiert eine deutsche Kolonialgeschichte – eine Epoche, die knapp 30 Jahre währte. Lohnt sich das?

Nach dem Lesen der 128 Seiten wird man bedauern, dass Conrad nicht mehr Raum gelassen wurde. Der Autor versteht es, auf souveräne Weise, dem Leser ein Thema zu präsentieren, dass in der deutschen Geschichte kaum reflektiert wird. Während sich andere Staaten, wie die Niederlande oder Großbritannien täglich mit ihrem kolonialen Erbe auseinandersetzen müssen, stand dieses Problem für Deutschland anscheinend nur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Aber die Klage der Herero gegen die Bundesrepublik Deutschland zeigt deutlich, dass Globalisierung auch bedeutet, sich mit der eigenen Vergangenheit stärker als bisher auseinanderzusetzen.

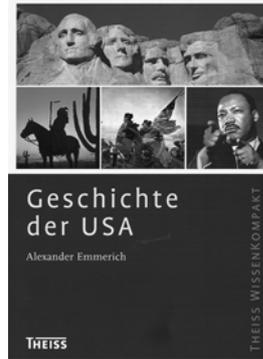
Conrad liefert eine sehr präzise und verständliche Darstellung über den deutschen Kolonialismus. Dabei macht er deutlich, dass die Geschichte des deutschen Kolonialismus sich nicht nur auf die so genannten "Schutzgebiete" bezieht. Das wird zum Beispiel deutlich daran, dass sich der deutsche Handel mit Afrika nicht in erster Linie mit den deutschen Kolonien abspielte, sondern bevorzugt mit Südafrika, Marokko oder Ägypten!

So erläutert der Autor die Entstehung der deutschen Kolonien und warum sie nicht als Kolonien sondern als Schutzgebiete bezeichnet wurden. Auch der Begriff "Auslandsdeutscher" wird erläutert.

Die verschiedenen Kolonien Deutsch-Südwestafrika, Kamerun, Togo, Deutsch-Ostafrika, Neuguinea und Samoa sowie Kiautschou werden vorgestellt und die Unterschiede zwischen

diesen einzelnen Herrschaftsgebieten deutlich gemacht. Die verschiedenen Aspekte unter denen der Autor das Wirken und den Einfluss der deutschen Kolonialmacht zeigt, machen deutlich, wie vielschichtig dieser Einfluss trotz der, historisch gesehen, kurzen Zeit wirklich war.

Das Buch vermittelt nicht nur einen Einblick in die deutsche Kolonialgeschichte, es zeigt auch die Komplexität der Globalisierung an sich und dass wir, trotz der Entfernung, mit Afrika sehr viel mehr zu tun haben, als wir glauben. Hinweise auf die Reflexion Afrikas in der Bundesrepublik und in der DDR zwischen 1949 und 1990 geben dem Leser eine Idee davon, wie ungenügend das Thema in diesem kleinen Buch abgehandelt werden musste. MK



Alexander Emmerich:
Geschichte der USA.
 Theiss Wissen Kompakt, Stuttgart, Theiss 2008.
 176 Seiten, zahlreiche Abbildungen; € 19,90.
 ISBN 978-3-8062-2192-3

Der Theiss-Verlag hat in der Reihe Wissen Kompakt bereits einige Titel veröffentlicht. So zur Archäologie, zu den Germanen, zum alten China oder über die Kelten. Die vorliegende kompakte Geschichte der USA kann als sehr gelungen bezeichnet werden. Der Autor Alexander Emmerich hat in Amerikanischer Geschichte promoviert. Er beschreibt auf knapp 176 Seiten die Entstehung der heutigen Supermacht USA von den Anfängen bis zur Präsidentschaftswahl 2008. Da sich Emmerich bei der Vorstellung der beiden Präsidentschaftskandidaten bereits stark auf Obama konzentriert kann man wohl konstatieren, dass er das Wahlergebnis bereits vorausgeahnt hat. Auch sonst besticht sein Text vor allem durch deutliche Wertungen. Emmerich beschränkt sich nicht allein darauf, eine historische Entwicklung zu skizzieren, sondern er präsentiert dem Leser auch seine Bewertung von bestimmten Ereignissen. Somit bietet das Buch nicht nur vom Umfang sondern auch vom Inhalt her weit mehr als ein umfangreicher Lexikonartikel.

Zusätzlich zum Text gibt es einige Doppelseiten (manchmal auch einzelne Seiten), die bestimmte Ereignisse etwas ausführlicher erläutern. Die Auswahl zeugt von Sachverstand, geben diese besonderen Darstellungen dem Leser doch einiges an zusätzlichem Wissen mit auf den Weg. So werden das politische System der USA ebenso behandelt wie die Wagentrecks nach Westen, die Abolitionisten, der Ku-Klux-Klan, das Empire State Building oder die American Indian Movement (AIM). Innerhalb des Textes finden sich außerdem noch zusätzliche Informationskästen, die, farblich abgehoben, Begriffe erläutern oder Personen vorstellen. So erfährt der Leser mehr über Manifest Destiny, General Steuben, die Prohibition oder Hillary Clinton.

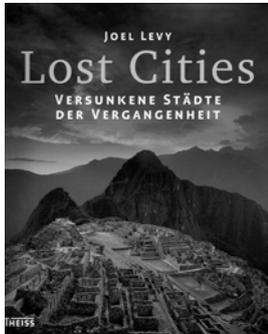
Ein abschließendes Kapitel befasst sich dann mit einigen Begriffen, die "typisch amerikanisch" sind: Freiheit, Puritanismus, The American Dream, Frontier, Melting Pot – und Hollywood.

Die Liste der weiterführenden Literatur erstreckt sich über drei Seiten, weist jedoch für die eigentliche Zielgruppe des Buches zu viel spezielle Literatur aus. Am Ende steht die Übersicht der Präsidenten der USA. Hier hätte man vielleicht noch

mit Bildmaterial arbeiten können, aber die Tabelle ist natürlich auch so aufschlussreich.

Insgesamt kann man dieses Buch jedem empfehlen, der sich mit der Geschichte der USA befassen möchte und kaum Vorwissen mitbringt. Für Leser, die bereits stärker in die Materie eingedrungen sind ist das Buch jedoch aufgrund seines Inhaltes ebenso zu empfehlen, birgt es doch genug Material, um über bestimmte Ereignisse nachzudenken.

MK



Joel Levy:
Lost Cities. Versunkene Städte der Vergangenheit.

Stuttgart: Theiss, 2008.
192 Seiten; € 29,90.
ISBN 978-3-8062-2207-4

Dieser reich illustrierte Band stellt in fünf Kapiteln berühmte, inzwischen längst verlassene Metropolen vor, die in der Geschichte der Menschheit einen klangvollen Namen besitzen. Für den Nahen und Mittleren Osten sind das unter anderem Catalhöyük, Persepolis, Babylon oder Troja. Europa wird durch Akrotiri (in Griechenland), Pompeji, Knossos und Entremont vertreten. In Afrika werden unter anderem Meroe und Groß-Simbabwe vorgestellt, in Südasien und dem Fernen Osten unter anderem Harappa, Mohenjo-Daro und Angkor. Vom amerikanischen Kontinent werden insgesamt sieben Metropolen vorgestellt: Cahokia, die Pueblos im Chaco Canyon, Tenochtitlan, Chichen Itza, Tikal, Tiahuanaco und Machu Picchu.

Am Beginn eines jeden Kapitels steht eine kleine Landkarte, so dass sich der Leser orientieren kann, wo die besprochene Stadt liegt. Dazu gibt es einige statistische Angaben, wie die Erbauungszeit, den Zeitpunkt des Verlassens oder Besonderheiten der jeweiligen Anlage.

Auf jeweils 6 Seiten werden dann die Metropolen vorgestellt, dabei findet der Leser auch eine Vielzahl von Illustrationen vor. Während Pompeji sogar auf 8 Seiten besprochen wird, sind es für Harappa oder Fujiwara-Kyo leider nur vier Seiten. Auch Tenochtitlan und Tikal werden nur auf vier Seiten behandelt. Dabei hätte man durchaus alle dieser Metropolen gleich behandeln sollen, denn die Auswahl selbst ist gelungen. Auch die Fotos, die zum jeweiligen Porträt ausgewählt worden sind, können als gelungen bezeichnet werden. Zur besseren Vorstellung wären aber Überblicksdarstellungen der jeweiligen Metropole angebracht gewesen. So erfährt der interessierte Leser zwar vieles über die vorgestellten Ortschaften, kann sich aber deren Größe und die Anordnung der wichtigen Gebäude nicht vorstellen, weil diesbezügliche Abbildungen völlig fehlen.

Die Texte selbst sind informativ, allerdings beginnt gleich der Beitrag über Cahokia mit einem Druckfehler, wo die Erbauungszeit mit 1500 n. Chr. statt mit 1050 n. Chr. angegeben wird.

MK



Jeremy Black (Hrsg.):
Große Feldherren der Weltgeschichte.

München: Bucher, 2008.
304 Seiten; € 78,00.
ISBN 978-3-7658-1725-0

Dieser opulent ausgestattete Band ist die deutsche Lizenzausgabe der bei Thames & Hudson erschienenen Darstellung, an der etwa 40 Historiker mitgearbeitet haben. Herausgekommen ist ein Buch, das viele Informationen aber wenig Wissen bietet. 59 Feldherren werden auf den 304 Seiten vorgestellt – das sind durchschnittlich 5 Seiten für jeden. Bei vielen sind es weniger, einige der Kapitel sind dafür etwas länger.

Das Buch ist genauso aufgebaut wie die "70 großen Schlachten der Weltgeschichte", vom selben Herausgeber ebenfalls bei Thames & Hudson erschienen, in Deutschland jedoch bei Koehler & Amelang veröffentlicht (s. Rezension in American Indian Research 4/2008).

Die Texte sind sehr knapp gehalten, sie berichten das Wesentliche: die wichtigsten Schlachten und Erfolge. Interessant sind die Karten und die sehr anschaulich gestalteten Schemata, die jeweils einen Schlachtverlauf darstellen. Dazu gibt es für ausgewählte Schlachten eine Gegenüberstellung der Truppenstärken.

Die zahlreichen Illustrationen lassen das Blättern im Buch zu einem Genuss werden und dadurch gerät ganz in Vergessenheit, dass wir es hier mit einem sehr grausamen Thema zu tun haben. Denn die vorgestellten Feldherren brachten Tod und Verderben, das gerät bei der Lektüre zu leicht in Vergessenheit.

Für Amerika findet sich nur eine Handvoll unter den Vorgestellten. Indianische Feldherren bzw. Häuptlinge fehlen. So findet der an Amerika interessierte Leser Informationen zu Hernan Cortes, Franzisco Pizarro, George Washington, Simon Bolivar, Robert E. Lee und Ulysses S. Grant.

Insgesamt ist die Auswahl der vorgestellten Militärs sehr breit gewählt und bietet ein interessantes Spektrum. Neben bekannten Feldherren lernt der Leser so auch einige weniger berühmte Militärs kennen. Die Palette reicht so von Alexander dem Großen, über Trajan, Saladin, Timur-Leng, Jan Zizka, Oliver Cromwell, Vicomte de Turenne, Babur, Shaka Zulu oder Garnet Wolseley bis zu Georgi Shukow und Vo Nguyen Giap.

Wer sich für die Militärgeschichte interessiert findet hier ein reich bebildertes Buch für Einsteiger oder auch für Sammler vor.

MK

Rezensenten:

BW Bruno Wolters
MK Mario Koch
RO Rudolf Oeser

Preis- und andere Angaben ohne Gewähr.

Bitte beachten Sie auch unsere Internetseite: <http://www.amerindianresearch.de>

Neuerscheinung

SHIUX INDIAN WATERLOO UND SPÄTE RENAISSANCE



In diesem dritten Buch der SHIUX TRILOGIE erfahren Sie alles über die Geschichte und Kultur der großen Sioux Nation. Insbesondere natürlich über deren Widerstand gegen die brutale Eroberungspolitik der US-Amerikaner, ihre vielen Kämpfe, über ihre siegreichen Schlachten am Rosebud und am Little Big Horn und über ihre bitteren Niederlagen. Und natürlich über die gnadenlose Indianerjagd des US-Militärs, welche ja nach vielen Auseinandersetzungen in der Ermordung der Siouxheroen Crazy Horse und Sitting Bull und im schrecklichen Massaker am Wounded Knee mündete. Dazu noch aktuelle Wohngebiete, Lebensumstände, News und Stammeszahlen und eine Kurzschilderung auch über alle anderen Angehörigen der Siouan-Sprachgruppe.

€ 39,95

Bestellungen:

Amerindian Research

Tel: +49(0) 39924-2174 (abends); E-mail: amerindianresearch@gmx.de

Band 1 : „Dakota - Jäger und Krieger vom Heiligen See“

€ 43,50

Band 2 : „Lakota - Herren des Büffellandes“

€ 34,85 (nur mehr Restexemplare erhältlich!)

Bestellen Sie die gesamte SHIUX TRILOGIE zum Vorteilspreis von € 109,90!

Ametas-Jahrbücher:

Alle vier Ametas-Jahrbücher (1999 bis 2002) sind beim Verlag noch erhältlich. Die Jahrbücher 1999 bis 2001 kosten jeweils 4 € (statt 8,50 €), die letzte Ausgabe (2002) kostet 6 € (statt 8,50 €). Alle Preise zzgl. Porto (Inland): Bis 2 Exple. 85 Cent; bis 5 Exple. 1,40 €; ab 6 Exemplare Versand als Päckchen. Für den Versand ins Ausland gelten andere Posttarife.

Zu Inhalt und Verfügbarkeit aller 1986 Ametas-Publikationen (seit 1986) siehe unter www.Voelkerkun.de

Bestellungen an:

Ametas-Verlag
PF 166
22401 Hamburg
Tel. 040-52 764 52
Email: renko@freenet.de



INTERART BUCHHANDLUNG

Markt 17/Königshauspassage
04109 LEIPZIG
Tel.: 0341-9607578

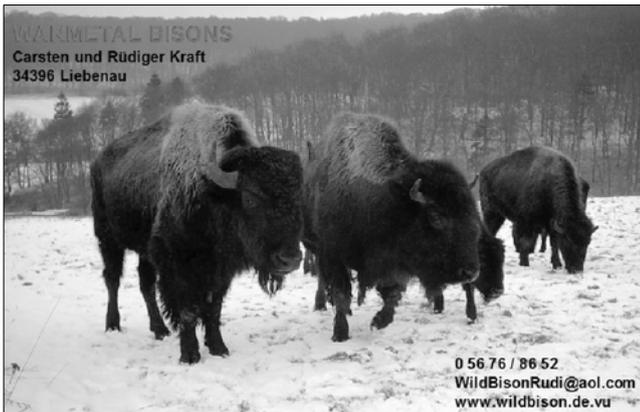
Zum Thema Indianer:
Bücher neu u. antiquarisch,
Postkarten, Originalstücke

Außerdem: Kinderbücher



Alle bisher erschienenen Ausgaben der Zeitschrift sind noch in begrenzter Stückzahl lieferbar.

AMERINDIAN RESEARCH



Vier Versandlisten im Jahr!

Wir haben antiquarische Bücher aus folgenden Bereichen in unserem Angebot:

Indianer, Americana, Abenteuer, Karl May, Länder-Völker-Reisen, Americana-/Indianer-Neubücher, Braunschweighbücher, Kinder- und Bilderbücher und vieles andere.

Außer Büchern suchen wir Indianerfiguren, (Elastolin, Lineol u.a.) sowie Karl-May- und Winnetou-Büsten.

ALGONKIN-ANTIQUARIAT

Horst Henneberg
Sonnenstraße 9 B
38100 Braunschweig

Tel. und Fax: (0531)791471
info@algonkin-antiquariat.de
www.algonkin-antiquariat.de



Geschäftszeiten
Mo.-Fr. 10-18 h
Sonnabend 10-14 h



Die nächste Ausgabe dieser Zeitschrift erscheint im Mai 2009.

Sie lesen dort u.a. Beiträge über die Reise von Lewis & Clark in den amerikanischen Westen, die berühmte Shoshone-Frau Sacajawea, eine Würdigung der Leistungen Humboldts anlässlich seines 150. Todestages und über das Lebenswerk von Franz Engel, einem in Südamerika tätigen mecklenburgischen Botaniker.





Die Mató Tópe-Robe im Linden-Museum Stuttgart

Ein Heldenepos gemalt auf Bisonhaut.

Bitte lesen Sie den Beitrag auf Seite 12.

